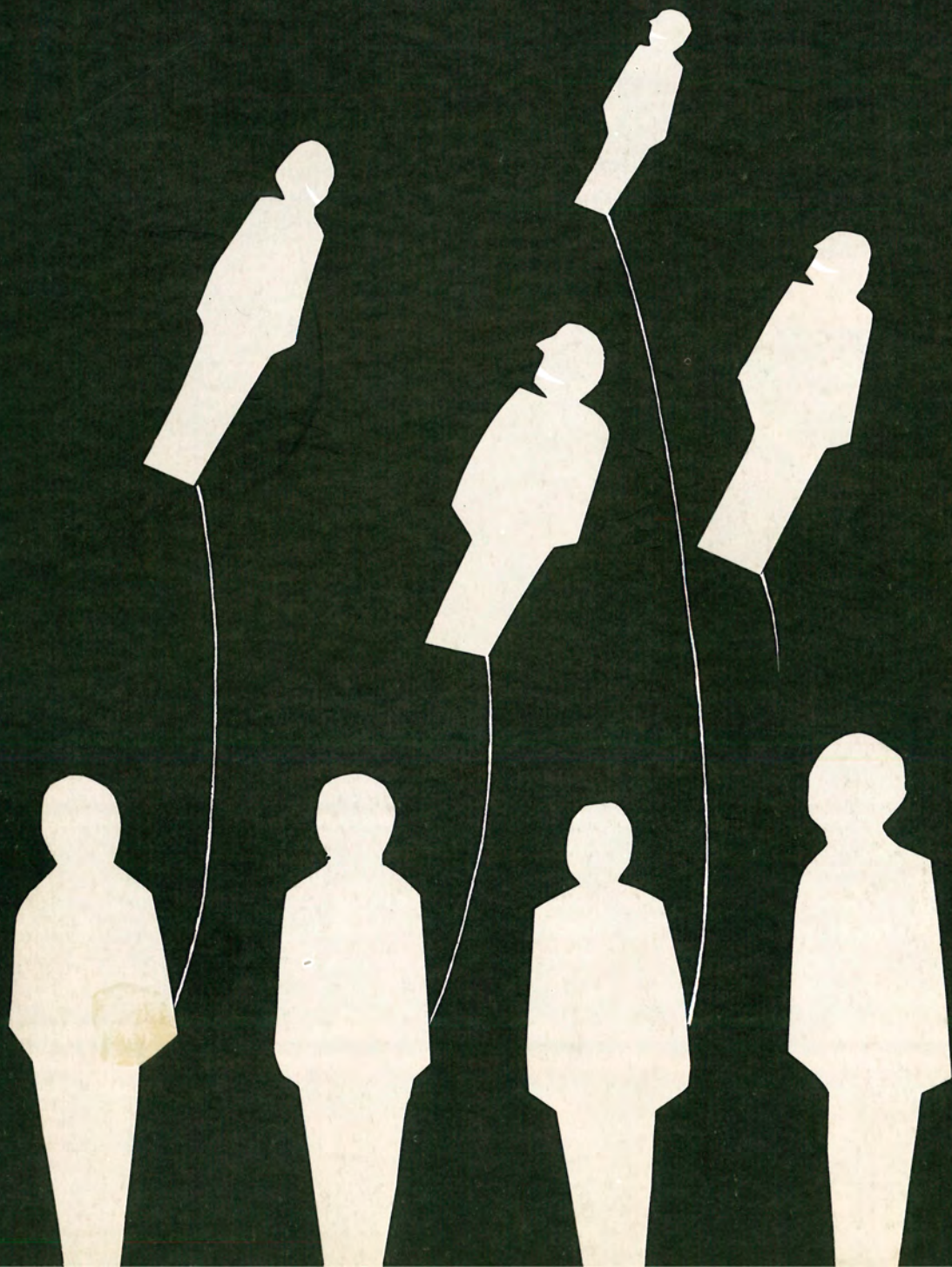


JOURNAL

89
8

FUER UNTERHALTUNGSKUNST PREIS 2 M ISSN 0863-1611





FOTOS:BUGGE

**DR-BANDS IN ECSTASY,
TINA HAS NEVER HAD A
EDDY BEAR (oben); DIE
ANDEREN; AUF SEITE-10**

DAS GESPRÄCH

- 1 zwischen André Brie, Peter Ensikat,
Mathias Wedel

FIDELITAS

- 4 Stadionrevue beim FDJ-Pfingsttreffen
5 Rock am Weißen See

MUSIK

- 7 Rock in Riga
8 The Sound Of Philadelphia (Schluß)
10 DDR-Bands im Ecstasy/Neue Bands:
AG Geige
12 Country-Werkstatt
15 BIG im Jazzclub Leipzig

ZIRKUS & ARTISTIK

- 16 Zirkus Archaos im Tempodrom

KLEINE BÜHNE

- 18 Clean Spleen –
Programm von FINKEFALTZ

DAS THEMA: SATIRISCHE SPIELE

- 20 Kolumne
21 6. Werkstattwoche der Kabarets
26 Poster
29 Magdeburger Nachträge
31 Werner-Finck-Abend
der Pfeffermühle
32 Cabaret intim im PdR
34 Otto Grünmandl im academixer-Keller
35 »Nina, Nina...«
im Landestheater Altenburg
37 Cartoon

MEDIENKRITIK

- 38 TV · Radio · LP-Rezension ·
LP-Information · Film

46 ADRESSENLISTE/ANZEIGEN**SPOT**

- 52 Eric B. & Rakim

LEBEN MIT SATIRE MIT SATIRE LEBEN

»Der Wahrheit ein Stück näher?« – so hieß die Leitfrage einer Gesprächsrunde zum Abschluß der »Tage der Satire« im Berliner Theater unterm Dach. Diskussionspartner waren: André Brie (Gesellschaftswissenschaftler; Kabarettautor, satirischer Aphoristiker), Peter Ensikat (Dramatiker, Kabarettautor, Schreiber von Kinderstücken und Fernsehspielen, Vorsitzender der Sektion Kabarett beim Theaterverband) sowie Mathias Wedel (Direktor des Potsdamer Kabarets am Obelisk, Philosoph). JOURNAL gibt einige Passagen dieses Gesprächs wieder. Fragen und Einwürfe aus dem Publikum sind aus Platzgründen nur noch implizit erhalten geblieben.

WEDEL: *Wenn ich mir die Wahrheiten ansehe, die wir heute auf dem Kabarett verkünden, dann muß ich – als Berufsgeschädigter – sagen: Sie kommen mir schon aus den Ohren heraus. Sie erwecken den Anschein, als hätten wir lange darum gerungen, sie sagen zu dürfen. Man sieht sie jetzt in jedem Kabarettprogramm, und ich fürchte, es sind sehr einseitige Wahrheiten. Zum Beispiel all jene, die sich für uns mit den Begriffen Reisen, Ausreisen, Wegbleiben verbinden. Und es wird gezeigt, wie das in unserer Gesellschaft gehandhabt wird. Dann haben wir die sogenannte Medienwahrheit. Das ist der ewige und nicht sehr fruchtbare Streit um die Zeitung und die Aktuelle Kamera wie sie ist. Da gibt es dann die Spielmuster mit den Reportern, die nicht sehr klug sein müssen und von anderen letztendlich noch übertölpelt werden (und*

IMPRESSUM

Redaktionsschluß: 9. 6. 1989 □ Verlagsort Berlin, Jahrgang 1 (34) □ Herausgeber: Henschelverlag, Kunst und Gesellschaft □ Oranienburger Straße 67/68 □ Postfach 114
□ Berlin, DDR – 1040 □ Telefon 2 87 90 □ Telex Berlin 112302 □ Redaktion: Dr. U. Hofmann (Chefredakteur) Tel.: 2 87 93 31; H. Fensch, J. Baltzki Tel.: 2 87 93 13;
Sekretariat Tel.: 2 87 93 14; 2 87 93 31; □ Gestaltung: Umschlag/Poster Wolfgang Gebhardt; Inhalt Klaus Buchholz □ Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1044 des
Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik. * Bevölkerungsanzeigen: alle Anzeigen-Annahmestellen der DDR;
Wirtschaftsanzeigen: VEB Verlag Technik, Oranienburger Straße 13–14, PSF 201, BERLIN DDR – 1020. □ Einzelheft 2.– M □ Westberliner und ausländische Leser erhalten die
Zeitschrift über Buchexport, Volkseigener Außenhandelsbetrieb der DDR, Leninstraße 16, Leipzig DDR – 7010 □
Satz und Druck: Druckerei Schweriner Volkszeitung □ II-16-8 AN (EDV) 71313.

2 DAS GESPRÄCH

heraus kommt eine schlechte Zeitung). Wenn ich sage, daß mir diese Wahrheiten inzwischen schal vorkommen und ich, auch was unsere Produktionen in Potsdam betrifft, kein so sehr gutes Gefühl habe, wenn wir immer wieder um sie kreisen, dann deshalb, weil ich beobachte, daß die schöne Literatur und das Theater viel viel mehr an politisch brauchbaren, verwendbaren Wahrheiten vorarbeiten.

BRIE: Meine Beobachtung ist ähnlich. Kabarett hinkt, vergleichbar mit den Gesellschaftswissenschaften, hinter der Zeit und dem Publikum hinterher. Aber Kabarett hat es doch leichter, führt man sich unsere Schizophrenie vor Augen – die Selbstgenügsamkeit, Verlogenheit, die zwei Meinungen, die kultiviert werden und die auch das Kabarett kultiviert. Da kommt es eben zustande, daß Kabarett so gut von alten Themen leben kann und noch immer, selbst wenn es platt ist, vom Publikum angenommen wird. Immerhin findet dort ja überhaupt noch lebendiger Streit statt, auch wenn er zehn oder fünfzehn Jahre hinter her ist.

ENSİKAT: Ich stimme euch »vollinhaltlich« zu, möchte aber einige Nuancen setzen. Ich glaube, Brecht hat es gesagt, daß man die Wahrheiten wiederholen müsse, auch wenn sie schal werden im Munde. Es ist nötig, daß man manchen Witz solange wiederholt, bis sich endlich was verändert hat, eher kann ich nicht aufhören. Auch ich habe in meinen Texten der letzten Jahre die zurecht als abgewirtschaftet bezeichneten Themen drin. Die brauchen wir. Es kommt noch etwas anderes hinzu, die Wiedersehensfreude mit alten Witzen . . . Der Angelpunkt scheint mir aber tatsächlich in jener Schizophrenie zu liegen, die André Brie benannte.

WEDEL: Wenn wir schon bei Krankheitsbildern sind – in der Satirediskussion geht es ja auch um Bauchschmerzen und Schmerzgrenzen – hat diese Schizophrenie gerade fürs Kabarett nicht auch ihr Gutes, lebt davon nicht das Spiel, was wir betreiben?

ENSİKAT: Nee, sie hat nur insofern etwas Gutes für den, der auf der Bühne steht, daß sie es ihm furchtbar leicht macht, die Leute zum Lachen zu bringen. Es ist ja schon komisch, wenn man auf der Bühne die Zeitung zitiert, als würde man es mit ihr ernst meinen.

WEDEL: Klar, was mich aber interessiert, ist was anderes: Wir spielen doch ständig den Unterschied zwischen Offizialbürger und Individuum. Was machen wir nun, wenn das mal aufgehoben ist? Und, da ihr beide weltläufige Menschen seid, gibt er in anderen Kulturkreisen, in denen Kleinkunst betrieben wird, auch Stoff für Satire her?

ENSİKAT: Selbstverständlich, diesem Doppelbewußtsein begegnet man – ich kenne die Situation in Belgien ganz gut, auch in der BRD – natürlich überall, das ist durchaus nichts DDR-Spezifisches.

BRIE: Ich glaube schon, daß es bei uns (vor allem im Kabarettpublikum) mehr ausgeprägt ist als in anderen Ländern. Solange es hierarchische Strukturen gibt, wird das ein Thema bleiben, selbst bei sehr gut funktionierender Demokratie. Aber davon allein kann Kabarett nicht leben.

WEDEL: Teilst du auch die Beobachtung, daß sich die Thematik des Kabarett gegenwärtig einengt, eingrenzt? Oder, weil du gern auf eine Vielfalt insistierst, ist sie noch zu sehen?

BRIE: Gegenwärtig sehe ich die Einengung, ich finde, daß sie auch nicht zufällig passiert, sie ergibt sich in einer Situation, wo sich ein Umbruch in der Gesellschaft andeutet aber noch nicht vollzogen wird, so glaube ich, fast zwangsläufig.

WEDEL: Es gibt für mich Kabarett-Erfahrungen, bei denen das Publikum deutlich wacher ist, deutlich dem Alltag näher ist, als das, was die Kabarettisten in dem Moment vorführen. Warum aber, warum funktioniert es dann trotzdem irgendwie? Warum sind die Leute noch dran, applaudieren zum Finale? Und die Kabarettisten dürfen sich sagen: Wir

haben das Unsere getan und das war recht getan.

ENSİKAT: Ich glaube, die Beobachtung ist nur zum Teil richtig. Im Theater beispielsweise ist die Höflichkeit des Publikums ja noch größer. Im Kabarett braucht man schon ein wacheres Publikum und hat es auch.

BRIE: Ich sehe das nicht so. Bei uns gibt es einen allgemeinen Mangel an Öffentlichkeit und Kultur, der dazu beiträgt, daß sich schlechtes Kabarett halten kann. Eine ganz schlimme Sache. Da gibt es ja auch furchtbare Mißverständnisse, die dann noch bei Abnahmen von Programmen wirksam werden. Schlechte Programme liefern außerdem – samt Reaktionen des Publikums – immer wieder Indizien dafür, wie weit wir in der Diskussion um bestimmte Fragen – etwa Kultur des Streits, Frauenfeindlichkeit – in der Öffentlichkeit hinterher sind.

WEDEL: Das Problemverständnis ist, da folge ich dir, auf beiden Seiten des Bretts oft gering entwickelt. Frauenfragen, Menschenrechtsfragen im weitesten Sinne werden zumeist sehr grobsinnig behandelt. Was aber ist es, wozu sich Satiriker jetzt äußern wollen und müssen, was sie aufregt, interessiert?

BRIE: Mein Anliegen besteht zum Teil schon darin, Tabuthemen in die Diskussion zu bringen, in bestimmtem Maße zu ermutigen, auch zu informieren. Nur ist das oft ein Hasardspiel mit Satire, die schnell überfrachtet werden kann. Faschistoide Äußerungen, die auch in der DDR von einigen Leuten zu hören sind, halte ich für ein wichtiges Thema, das man sehr differenziert, bei aller satirischen Zuspitzung, behandeln muß. Mit Uwe Schëddin habe ich zusammen einen Text über die Schizophrenie der Kabarettisten geschrieben, die auf der Bühne die kritischen Geister sind, sonst aber auch keine anderen Leute als wir alle. Zu den Themen die mich dringend bewegen, gehört das Verhältnis DDR–Sowjetunion. Es ist eine Überlebensfrage für dieses Land, wie es zur So-

wjetunion steht, egal wie man den politischen Kurs bewertet. Wohin muß Sozialismus gehen? Das dürfte ein wichtiges Satire-Thema der nächsten Zeit sein.

ENSIKAT: Wir werden weiterhin versuchen, da schließe ich an, die vermeintlichen und wirklichen Tabus zu enttabuisieren, indem wir einfach darüber sprechen. Das ist eine Aufgabe der Satire. Andererseits ist es erstaunlich, daß hüben wie drüben eines kaum bedacht wird: die staaterhaltende Funktion von Satire. Ein altes Beispiel: Aristophanes hat die Polis kritisiert, um sie zu verteidigen. Es gibt diesen Satz von Heiner Müller: Unterlassung von Kritik ist Mord an der Zukunft und die beginnt heute.

BRIE: Und Marx: Die sozialistische Revolution muß sich ständig selbst kritisieren.

ENSIKAT: Deshalb erfüllen wir eine Aufgabe, die uns nicht allein überlassen werden dürfte. Aber eine wesentliche Aufgabe von Satire besteht darin – und dafür ist Kunst nötig – den Menschen Mut zu machen. (Als »flächendeckender Mutmacher« wird Ensikat/Schallers »Auf Dich kommt es an . . .« bezeichnet, die Red.)

WEDEL: Worin bestünde diese Kunst? Ist es das besondere Fluidum, wo die Leute sagen: Auf diesem Brett ist es doch möglich geworden, also muß es doch draußen auch möglich sein? Isses das?

ENSIKAT: Ich glaube nicht. Wenn ich die momentan leider weitgehend abwesende Kunst in unseren Kabarets beklage, dann meine ich, daß man endlich wieder in Bildern spricht, nicht nur das wiederholt, was an Stammtischen und zunehmend auch in Versammlungen sowieso gesagt wird. Dabei fühle ich mich absolut unterfordert. Wenn in dieser Gesellschaft eine größere Öffentlichkeit hergestellt wird, wird man im Kabarett wieder Kunst machen müssen, auch wieder können.

BRIE: Kabarett ist eine politische Kunst mit besonderer ästhetischer Wirkungsweise. Es verlangt Persönlichkeit. Die besten Kabarettisten

der deutschen Kabarettgeschichte haben sich die Texte selbst geschrieben, konnten mit dem Publikum in einen Dialog treten. Das gelingt hierzulande – von den wirklich guten Ausnahmen abgesehen, Hans-Günther Pölit, ja natürlich – selten.

WEDEL: Das vieldiskutierte Phänomen der Ventilfunktion wurde immer wieder von sehr schwankenden Positionen aus beurteilt. Einmal wird sie gerne zugegeben, dann wieder barsch negiert . . .

ENSIKAT: Heute sage ich: Die Ventilfunktion ist nicht die unedelste Funktion von Satire. Ich glaube, das Lebensgefühl des DDR-Bürgers ist im Augenblick im Überdruck. Da ist ein Ventil nötig.

BRIE: Aber oft tritt doch eine Befriedigung nach Kabarettbesuchen ein, die lähmend ist, die ich nicht will. Ich kenn das auch aus Vorträgen im gesellschaftswissenschaftlichen Bereich. Man kommt in schöne Diskussionen, wir haben Meinungen, können offen sein. Und dann geht man raus und stellt fest, wenn man ehrlich ist: Nun ist meine ganze Energie, mein ganzer Frust, der ja aktiv werden müßte für gesellschaftliche Veränderungen – also nicht nur für Kabarettbesuche und Dispute – verpufft. Wir können es wieder 'ne Weile aushalten. Das ist in dieser Situation, wo aktive, unzufriedene Leute nötig sind, eine sehr fragwürdige Befriedigung.

ENSIKAT: Moment mal, also unzufriedene Leute haben wir genug, die Unzufriedenheit muß nur produktiv gemacht werden. Ich beobachte eher einen Mangel an Realismus im Umgang mit den Wahrheiten.

WEDEL: Die Neigung, das Publikum in Probleme zu verwickeln und es dann wacher wieder herauszulassen, ist im Kabarett – und das ist wiederum eine handwerkliche Frage – nicht sehr entwickelt. In Potsdam beobachte ich überdies, daß wir eine Schicht von Leuten anziehen, die mit einem hohen Grad von Zufriedenheit in der DDR ausgestattet sind und sich dieses Zufriedensein auch über Was-wäre-wenn-Spiele perfekt auf

der Bühne bestätigen lassen wollen. Darauf pegeln sich Kabarets ein. Weiterwirkende Provokationen werden oft nicht mehr angestrebt.

ENSIKAT: Im Augenblick finden zu meist Verbrüderungen statt. Wir müssen differenzierter werden.

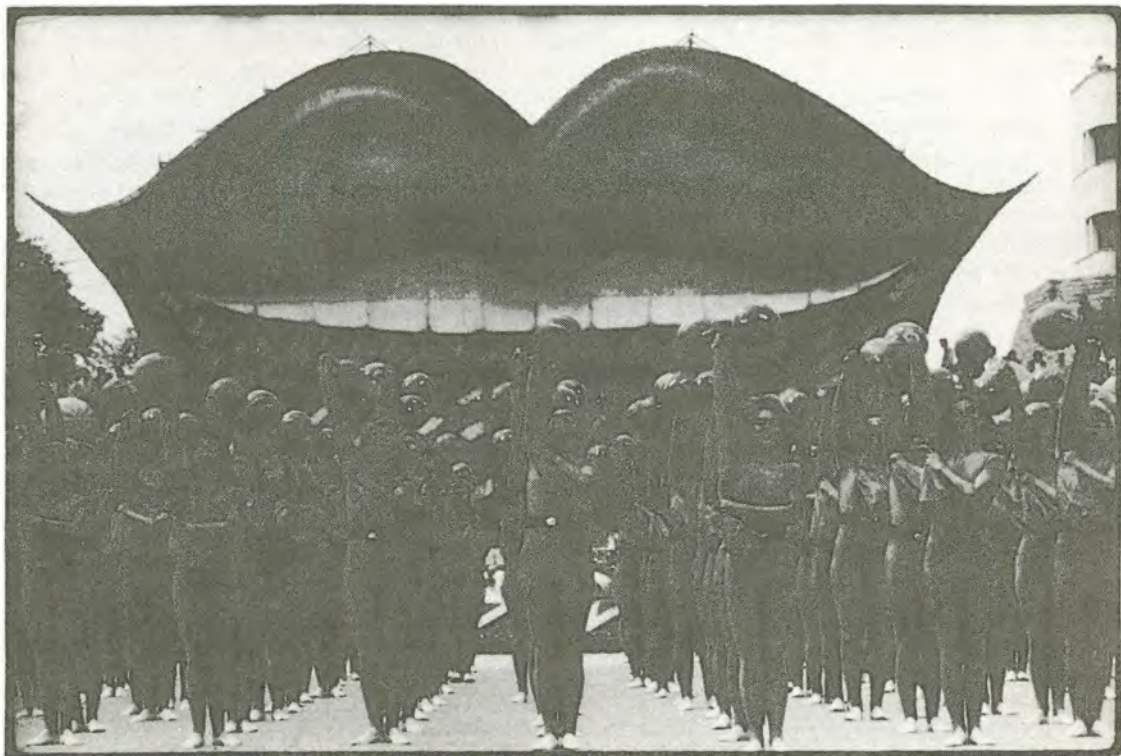
WEDEL: Ich denke, wir müssen Kollektive finden, die aus einer gemeinsamen politischen Absicht produzieren, die immer wieder einen konfliktreichen Konsens herstellen und aus dieser Neugier aufeinander – wie der einzelne sich zu diesen politischen Absichten künstlerisch verhalten kann – Kreativität gewinnen. Derzeit setzt aber eine soziale Sicherheit die Kabarettisten praktisch auf Lebenszeit in das Recht, den satirischen Kritiker zu mimen, und daraus wachsen wenig Impulse.

ENSIKAT: Unsere Kabarettisten sind Satirebeamte mit Pensionsberechtigung.

WEDEL: Es scheint gerade so, als führen sie mit ihren wenigen ästhetischen Möglichkeiten, über die sie zur Zeit verfügen, ein Inseldasein, und zwar zur vollkommenen Zufriedenheit aller – des Publikums und der politischen Leitungen.

BRIE: Du meinst immer noch die Berufskabarets. Wenn du Wenzel und Mensching nimmst (siehe Uk 12/88, die Red.) – das sind für mich Erzkomödianten, Satiriker – da finde ich zumindest eine Richtung, wie ich sie mir in der von Dir skizzierten Situation vorstellen würde, schon heute.

(zusammengestrichen von Helmut Fensch)



MYTHEN DES ALLTAGS

Stadionrevue beim FDJ-Pfingsttreffen

Die agiler werdenden Streiter für eine hiesige Massenkultur müssen am Ende der Show, wenn sie da beigewesen sind, feuchte Augen gehabt haben.

Das wars doch endlich, das langersehnte Modell: die Masse nicht mehr als Inbegriff dumpfer Anonymität und Gleichförmigkeit, sondern als kreativer eigenwilliger Mitgestalter, der Act nicht mehr die Estrade des vorindustriellen Zeitalters, sondern ästhetischer Erfüller der Zeitzeichen Effizienz und Professionalität, die Stars nicht länger suggestive Sendboten einer alles überfremdenden amerikanischen Kulturindustrie, sondern selbstbewußte Absolventen hiesiger Bildungswege und das alles schließlich ohne Preisgabe bewährter Prinzipien und Motivationsmuster. Das Ja zur Lesart des Zeitgeistes war am Ende denn auch unüberhörbar. Zwischen der »Ode an die Freude« und der ab-

schließenden Superdiskothek, zwischen Beethoven und Depeche Mode, Tradition und Zukunftsgewißheit, donnerte der Applaus der 60000 FDJler als Dankeschön an die leider im Dunklen gebliebenen Producer einer fast dreistündigen Supershow, perfekt bis in die Pyrotechnik.

Die Story hingegen ist schwieriger zu erzählen. Nicht mehr die große Fabel, die dramaturgische Entwicklung eines politisch prägnanten Phänomens durch Nacht zum Licht war angesagt, sondern eher ein zeitgemäßes Unterhaltungspuzzle postrealistischer Ereignisse. Es war die Stunde der einstigen und kommenden, großen und kleinen Mythen des DDR-Alltags in einer in Mitteln und Methodik sonst rigoros internationalisierten Show. Kinderfernsehens Adi und die asiatischen Kampftechniker vom SV Dynamo, Heinz-Florian Oertel und Ralph Bursy, die

Aura Gojko Mitič' und die Basic-Vokabeln eines Leipziger DJ, die Zähigkeit des Tåve Schur und der Charme Katarina Witts gruppierten sich neben dem bekannten Auftritt von Folklore-, Breakdance-, GST- und Modegruppen thematisch um das Hauptereignis der Stadionrevue, den Auftritt gerade getrauter Hochzeitspaare aus den fünfzehn Bezirken der Republik. Mit Pferd und Wagen feierlich in das Stadion der Weltjugend gebracht, wurden die mutigen Paare vom Rhetorik-Profi Jürgen Karney, neben Adi und Heinz-Florian Oertel der Moderator der Show, namentlich an eine überdimensionale Festtagstafel gerufen und dort von Trachtenmädchen und als Sektflaschen verkleideten Requisiteuren bewirtet. Solcherart gestärkt, zeigten die Männer auf Verabredung Courage und trugen ihre Frauen in die in einer Reihe am Spielfeldrand bereitgestellten fahrbaren Lagerstätten. Der zünftige Abschluß des gesellschaftlichen Initiationsritus: eine Wettfahrt der Ehebetten. Wer es nicht erföhlt, wird es nicht erlangen. Das Fazit des Moderators beim Auszug der Sinn-Bilder hatte Dimension: Die haben Ja gesagt! Doch blieb es das einzige Intermezzo mit sozialbildnerischer Intention. Gleich darauf wogte wieder die große Welle, tanzten die Schlümpfe, sprangen die indischen Löwen in einem überdimensionalen Käfig bei ihrer Fahrt auf der Aschenbahn. The show must go on. Das sagte sich auch Jugendklubhausleiter Erwin, der das Mega-Spektakel im Fernsehen verfolgte und dabei den Honorarfonds für die nächsten Diskos betrachtete. Und während der Pyrotechniker Leuchtspuren an den Berliner Himmel zauberte, sah man an dessen Rand, irgendwie seltsam und verlasen, eine weiße PAN-AM kreuzen.

PAUL KAISER

FOTOS: D. ULFAQAR



Wolfgang »Schubi« Schubert, sympathische Größe im Musikmanagement unseres Landes, schrieb für JOURNAL über ROCK AM WEISSEN SEE und meinte

ES GIBT NICHTS GUTES, AUSSER: MAN TUT ES!

Also tun wir das, was wir können, richtig.

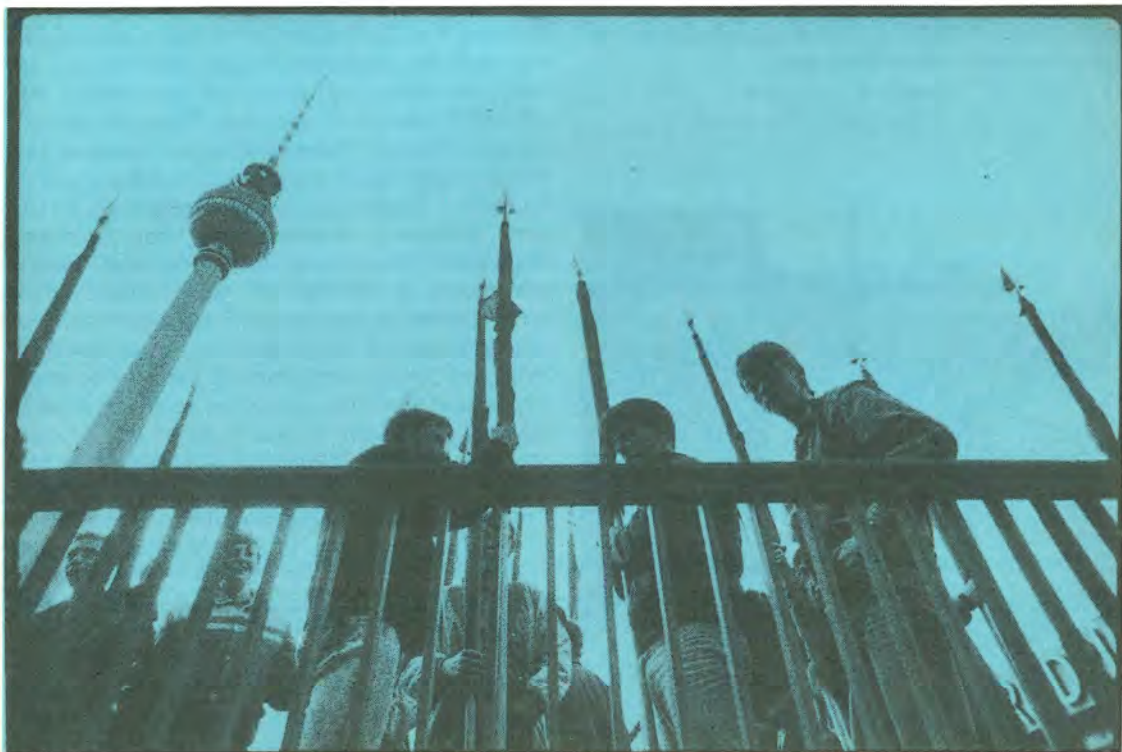
Stehen wir zu unserer Leistung und bekennen uns zu unserer Haltung. Weniger opportun, mehr offen für Kritik und Selbstkritik, sollten wir uns nicht ständig mit tausend Entschuldigungen über eigene Unzulänglichkeiten hinwegmogeln. Egoismus und Selbstgefälligkeit sind mir zuwider. Beziehungen halte ich nur dann für legitim, wenn sie ehrliche Arbeit im gesunden Preis-Leistungs-Verhältnis nicht in Frage stellen. Dieses Stückchen vom Credo eines langjährigen Machers in unserer Unterhaltungskunst sei mir als Vorwort erlaubt.

Unsere '89er Bestrebungen in der Sektion Rock liegen auf dieser Wellenlänge und zielen auf konstruktive abrechenbare Leistungen im Sinne des Genres – so auch der Einstieg ins Pfingsttreffen der FDJ. Ein Sektionskollektiv als Ausrichter von ROCK AM WEISSEN SEE ist für mich kein Rivalitätsunternehmen zur eingeschliffenen Auftragsverteilung an hinlänglich bekannte Gestalterkollektive. Ich sehe es als hoffentlich Schule machendes Engagement für unsere urreigenste Angelegenheit: der nationalen Rockszene. Und was das »für & wider« die Gestalter u. ä. angeht: es sind nicht alle gleich – entscheidend für Fehlentwicklungen sind m. E. außerdem mehr deren Auftraggeber, bei denen bunte unproblematische und massenbefriedigende UK-Vielfalt angesagt zu sein scheint. Ähnliches sollte am Weißen See nicht passieren, schließlich waren wir mit Unterstützung des FDJ-Zentralrates unsere eigenen Produzenten für eine konsequente Rockpräsentation. Das künstlerische Rezept bestand im wesentlichen in der Tatsache, daß wir alle Mitwirkenden dem Headliner des jeweiligen Abends zuordneten, also insgesamt alles miteinander funktionieren mußte. Die optische Gestaltung war auf die klare Typografie eines immer wiederkehrenden Ankündigungsplaketes konzentriert, das von Technikern mitwirkender Bands noch an zahlreichen ungewöhnlichen Berliner Punkten plazierte wurde. Dazu eine gut organisierte

Rundfunkwerbung – und schon war mehr Publikumsinteresse geweckt als dem Veranstalter recht war. Aber diesbezüglich eingeleitete neue Sicherheitskonzeptionen erübrigten sich letztendlich, es wurden zwei friedliche nationale Rocktage bei guter Publikumsresonanz. Auch Lippi als Sprecher war für Macher wie Rezipienten eine ideale Verbindung zwischen den Bands. Was allerdings gut funktionierte, sollte selbstverständlich sein und wurde mir beinahe schon zu viel gelobt. Sich selbst eingeben in die perfekte künstlerische Realisierung, der Umsetzung bis ins Detail Linie und Stimmigkeit geben, muß unser Prinzip sein. Das schlaucht natürlich, da ist es sehr viel leichter, ein Pseudodrehbuch (sprich: Programmablauf) zu schreiben, die Veranstaltungsdurchführung im wesentlichen dem Selbsterhaltungstrieb des Künstlers zu überlassen und Geld zu kassieren, Orden inclusive. Aber laßt mich lieber noch etwas zu den Weißenseer Schwachstellen sagen. Ohne die Wirkungsmechanismen von Kartenvorverkauf und Abendkasse sollte man prinzipiell kein Rockkonzert veranstalten (ausgenommen Benefiz o.ä.). Vereinzelte Pogotänzer vor der Bühne waren im Gegensatz zu Leuten, die sich über Zaun und durch Gebüsch Wege hinter die Bühne bahnen konnten, kein Problem – Fazit: wir benötigen eine professionellere und im Genre Rock versiertere Security. Während unsere Planung am ersten Tag künstlerisch aufging, mangelte es mir bei den GLTARREROS an einer künstlerisch überzeugenden

Headlinerleistung. Hier dominierte allerdings schon immer mehr die Lust am außergewöhnlichen Miteinander. Wenn allerdings nur ein ausgeflipptes Nebeneinander zu überwiegen droht, tun wir uns keinen Gefallen. Trotzdem sollte der Gedanke weiterleben, es müssen ja auch nicht immer unsere Altvorderen sein, die sich zu einer Allstarband vereinigen. Beende ich mein nur unvollständiges Schwachstellensümee mit einem Lob: Die Freilichtbühnenstammbesetzung war uns ein sehr guter Produktionspartner. Überhaupt sollte die Bühne des öfteren zusammen mit den angrenzenden Wiesen als innerstädtisches Festivalgelände genutzt werden. Die parallel funktionierende Videowand gab uns optimale Präsentationsmöglichkeiten für über 5000 Besucher. Das von uns in die Veranstaltungen eingeführte Kommunikationszelt hat sich durch Gesprächsrunden mit den auftretenden Rockern ebenfalls gut bewährt. Das auf Mitwirkende orientierte Promotionsverkaufsangebot bestand aus Schallplatten und war unterbelichtet, womit ich wieder bei der Selbstkritik angelangt wäre. Wenden wir uns in diesem Sinne künftigen Vorhaben zu und versuchen, es noch besser zu machen. Garantiert ist, daß die nationale Rockszene am 13. und 14. Mai am Weißen See keinen Schaden genommen hat, und dafür möchte ich mich bei allen, die uns diese Präsentation ermöglicht haben, abschließend bedanken.

FOTO: DULFAQAR



ROCKIN' RIGA

»Für hohe Qualität der Arbeit an jedem Arbeitsplatz«

— diese Losung sah ich in einem der zahlreichen Video-Salons in Riga, der Hauptstadt der Lettischen SSR, wo in vier bis fünf Vorstellungen täglich Videokassetten laufen — vom neuesten Arnold-Schwarzenegger-Opus bis zur Play Boy Show 1989. Die Salons gehören einer Kooperative. Trotz des relativ hohen Eintrittspreises von 2 Rubel sind die Salons in ehemaligen Lager- und Geschäftsräumen stets voll. Lange Schlangen auch vor den wenigen Diskotheken, von denen eine sogar neueste Hip-Hop-Klänge verspricht.

Am zweiten Tag meines Riga-Trips erlebte ich dann eine einheimische Rockgruppe, Pits Andersons Rock-Arhivs. Ihr Stil heißt dort Retro — klassischer Rock'n'Roll mit einigen R & B- und Bluegrass-Elementen. Anderson ist ein Buddy-Holly-Typ, mit Hornbrille, Jackett und Schmalztolle. Seine sieben Musiker nennen sich Wailing Andy, Wild Willie, Sir Archibald, Ken Koolman usw., wirken aber auf der Bühne weit blässer als ihre exotischen Namen. Die Gruppe kam gerade von einer Dänemark-Tournee, im März spielte sie in Schweden beim Internationalen Rock'n'Roll-Festival. In Dänemark ist eine Kasette erschienen, Melodia wird im Herbst die erste Rock-Arhivs-LP auflegen. Im Rigaer Motostadion hatten sie anfangs Probleme mit der (gemieteten) Anlage. »Be Bop A Lula« klang noch recht dünn, aber dann lief's. Das Publikum — zwischen 5 und 50 — tanzte begeistert, und erst nach mehreren Zu-

gaben konnte die Technik-Crew Instrumente und Anlage wieder im Ikarus-Bus verstauen.

Der Manager der Gruppe, dem Englisch offensichtlich wesentlich leichter von der Zunge geht als Russisch, erzählt mir vom geplanten »Rock For Baltic«-Festival. Für den Sommer hatten u. a. die Scorpions zugesagt, nun mußte verschoben werden, weil es an Sponsoren fehlt. »Es wird wohl Herbst werden. Wir hoffen, die Sporthalle zu bekommen, die hat 5000 Plätze.« Organisatoren sind der Musikverband, die »Komerfirma Latvies u Nams« und das Kulturministerium. Vorbild ist das große Festival auf dem Tallinner Sängerfeld im vergangenen August, wo u. a. Steve Hackett und Public Image Ltd. vor ca. 140 000 jungen Leuten spielten. Radio I aus Finnland lieferte damals Instrumente, Anlagen und organisatorisches know how und erhielt dafür alle Rechte an dem Film »Glasnost-Rock-88«, gedreht von einem amerikanischen TV-Team. In Riga soll es ähnlich funktionieren. Das dreitägige nationale Festival im März im Sportpalast, an dem neben zahlreichen namhaften Bands auch neue, junge Gruppen teilnahmen, war die Generalprobe. Inzwischen hat sich auch die Staatliche Philharmonie den leichteren Genres geöffnet. Wo im April 1924 der Tschernowez an der Börse eingeführt wurde, spielen jetzt Solisten und Orchester aus aller Welt. Richard Roberts and Living Sound hatte ich zwar noch nie gehört, das Foto auf den Plakaten verhiß jedoch Big-Band-Musik aus den USA. Living Sound ist eine jener zahllosen phantasti-

schen Amateur-Bands amerikanischer Universitäten. Richard Roberts hat in den USA immerhin an fünf Wochentagen eine einstündige TV-Live-Sendung mit Musik und Interviews. Seine Show ist sehr persönlich, sehr emotional, und »Try Again« kann Frankie-Boy Sinatra nicht besser singen. Drei Sängerinnen und zwei Sänger komplettieren die Band, interpretieren gleichermaßen begeistert und professionell Spirituals und Disco. Gast der Show ist der Este Tynis Mjagi, Sänger und Pianist, der immerhin bereits in den USA gastierte. Stimmgewaltig erklingt sein »God Save Estonia«.

In der Sportmanege veranstaltet die Philharmonie Aufführungen der lettischen Rockoper »Lacplesis« von Zigmars Liepins und Mara Zalite, und im Wagner-Saal spielt der kubanische Meistergitarist Jorge Luis Samora. Zur Zeit wird ein Kino zum Varieté umgebaut. Vieles ist in Bewegung. Die Iswestia schreibt in diesen Tagen über das Gastspiel Ivan Rebffos in Moskau. Im Tschaikowski-Saal stellte er seine neueste LP vor. Das Geld soll den Erdbebenopfern in Armenien zugutekommen. Und am Abreisetag lese ich an den Litfaßsäulen die Ankündigung, daß im Rigaer Mezapark The Sugar cubes aus Island und Sort Soul aus Dänemark spielen werden...

R A I N E R B R A T F I S C H

THE SOUND OF PHILADELPHIA

Final Count-Down ■ Amerikas Präsident ist der Fernsehschirm. Überall flimmern Fluten von Bildern aus einem der unzähligen Kanäle, wallen durch Hirne, stetiger als und manipulierend wie eine Droge. In der Zeit vor einem Konzert im Club, beim Warten vor dem Zahlautomaten im Supermarkt – stets flackert ein Videoclip aus dem 24-Stunden-Programm von MTV, läuft Roger Rabbit mit sich selbst um die Wette, kämpft Superman für eine Comic-Freiheit. Stets bekommt man einen Teil, doch nie das Ganze mit – und irgendwann rebellieren selbst die Magennerven gegen die Irrealität des permanenten Ausschnitts. Fernsehen nur als Ausschnitt, doch nie als Gesamtheit. Mag der zeitweilige Betrachter noch so sehr auf Pop-Musik stehen, plötzlich nerven die zehnten Wiederholungen von Madonna, Duran Duran oder Rick Astley. MTV wirkt wie die lärmende Reklame für Wein, die vergessen machen muß, daß es klebrige Limonade ist. Dazu noch warm und schal. Ist man jedoch damit groß geworden, nie mit dem Interesse der Neugier infiziert, dann glaubt das Hirn den Anpreisungen und signalisiert Akzeptanz. Zynisch-resignierend verkündete der Rolling Stone in seinem Jahresrückblick 1988: »Keine neuen Rock-Helden in Sicht!« Doch der kümmert sich höchst selten um nichtetablierte Klänge. Das ist er seinem Anzeigenteil schuldig. Für dieses Magazin fusionieren die Jungen mehr und intensiver mit dem Big Business. Es scheint für die meisten um die nächste Million auf dem Bankkonto zu gehen. Tina Turner,

Michael Jackson, Aretha Franklin, Robert Palmer und zahlreiche andere singen für Automarken als dem »Herzschlag von Amerika«, Cola-Marken zum »Antrinken der Frische« oder Toilettenpapier für »Naja«. Einige wenige wehren sich dagegen und hoffen, eine vielleicht bereits gestorbene Haltung zu beleben. Neill Young, Tom Waits, Bruce Springsteen. Aber möglicherweise sind sie gloriose Don Quichotes im Pop-Land. Wahlkampf herrschte im Herbst '88 in den USA. Debatten okkupierten die Hauptsendezeit. Reden, Statements, Beschimpfungen, Zurückweisungen waren in der Summe nichts als die Pflege eines von Wahlkampfmanagern erdachten Images. Als der spätere Vizepräsident Quale seinen Auftritt zelebrierte, in einem Gemisch aus südstaatlicher Arroganz und rechtsgerichtetem Philosophieverschnitt, saßen die Studenten, mit denen ich die Show verfolgte, lachend, Füße strampelnd oder auf dem Rücken liegend und empfanden es als zynischen Witz. Später, beim Ziehen von Bilanzen, nach dem Wahltag, stellten Kolumnisten der großen Zeitungen, Moderatoren in Diskussionsrunden fast naiv-erstaunt fest, daß dieser Kampf um das höchste Amt im Staat wie keiner zuvor allein durch die Einflußnahme der Medien entschieden worden sei. Da wurde das Alkoholproblem einer Kandidatengattin gegen die Schmiergeldannahme des Gouverneurs der Gegenpartei in die Debatte geworfen, während über allem die Karnevalsstimmung der Konvente lärmte. Stets war der Zuschauer dabei, live und in grel-

ler Farbhaftigkeit. Nachdem die Entscheidung gefallen war, wechselten alle den Kanal und waren wieder mit den alten Problemen beschäftigt.

Philadelphias Selbstverständnis als Stadt »brüderlicher Liebe« zwischen Schwarz und Weiß findet nur in Slogans seine Verwirklichung. Aber ein tiefer Riß, teils gebaut aus Wohlfahrtsbezirken, teils allein am sozialen Verhaltenskodex sichtbar, trennt die Gesellschaft. Einst sind sie freiwillig oder gezwungen gekommen, eine bessere, andere Gesellschaft aufzubauen, wurden die einen durch die anderen gezwungen, dabei mitzuhelfen. Was als das am tiefsten

ALF



gehende, alleinig einigende beider Hautfarben in der Gegenwart davon geblieben ist: die Geschichtslosigkeit vieler Amerikaner. Bei jeder Suche nach eigenen Wurzeln gelangen sie zu einer Erkenntnis, die immer eine andere Welt zur Basis hat. Irgendwann kamen sie als Emigranten, Glückssucher, Räuber, Unterdrückte, Menschenhändler von Kontinenten hinter dem Meer oder wurden als Einheimische Objekte der Eroberer. Ein ständiges Widerspruchspotential der amerikanischen Gesellschaft. Eigeninitiative und Anpassung, Konservatismus und Verehrung des Modernen, christliche Strenggläubigkeit und das Pochen auf Selbstjustiz. Ein Land voller Widersprüche. Verbot des öffentlichen Nacktbadens, Porno-Verkauf um die Straßenecke, Verbote, an Jugendliche unter 21 Jahre Alkohol auszugeben, Drogen im Freizügigkeitshandel, immenser Reichtum in der Öffentlichkeit neben schmerzender Armut. Alles existiert miteinander, in sozialer Spannung. Und irgendwann bleibt eine innere Leere wie ein unfüllbares Dunkel im eigenen Fühlen zurück, weist irgendein Fernseh-Evangelist den Ausweg mit einer Botschaft über den TV-Schirm. Trost zwischen acht Uhr morgens und zwölf Uhr am Mittag. Doch die eigentliche Message lautet, ständig eingelebend, auf daß keiner sie vergessen möge: Spenden Sie JETZT! Es geht ihnen allen nur um eines! Das Geld. Und besitzen sie genug davon, gieren sie nach Senatorenplätzen, gehen sie als Präsidentenbewerber auf Reisen. Man muß diese Gesichter der Gläubigen sehen, brutal eingefangen durch das glotzende Auge der Kamera. Augen voller Hoffnung, wie sie die Worte dieses Demagogen in ihre Gehörgänge Eingang finden lassen, um einen Sinn für das Leben in der Eintönigkeit ihrer Wohnküchen oder abgelegenen Nester zu erkennen. Demgegenüber das exhibitionistische Bad in der Menge. In einer Hand das Mikrofon, tausend-



TV-Moderator Jimmy Lee Swaggert
Repros: Döring

fach trainiertes Muskelspiel der Mimik zwischen Verzückung und Tränenrührigkeit. Dann ein Ausholen des Armes, um die schneeweißen Manschetten begaffen zu lassen. Kann solch ein Mensch etwas Besseres als ein Vorbild sein? Als der erfolgreichste unter diesen TV-Pharisäern, Jimmy Lee Swaggert, vor zwei Jahren von cleveren Reportern bei einer Prostituierten aufgestöbert wurde, ging ein Schock durch die amerikanische Öffentlichkeit. Frank Zappa strafte ihn mit einem Songzyklus aus Beatles-Stücken. Doch nachdem der Sünder öffentlich Abbitte leistete, vergaben ihm die Enttäuschten. Acht Millionen lauschen seinen Predigten, 564 Missionare sowie 1400 Angestellte arbeiten für ihn. 2000 Stationen, 2000 Kabel-Kanäle sowie ein Bibel College mit 500 Studenten gehören zu seinem Imperium. Das Jahresverdienst wird offiziell mit 150 Millionen Dollar angegeben. Glauben wird verkauft wie Seife oder Benzin. Und da alles auf dieser Basis an den Käufer gebracht werden soll und wird, reduziert sich der Fernsehschirm auf diese Funktion. Während der Hauptsendezeiten wirkt alles wie ein zweidimensionaler Supermarkt im Ausverkauf. MTV dehnte dieses Konzept auf 24 Stunden aus, doch auch legendäre Sendungen wie der

»Soultrain« oder das neue »Hard Rock Café« sind bereits davon infiziert. Während jener einstige Hochgeschwindigkeitszug der schwarzen Musik sich mühsam seinen TV-Weg durch wackelnde Hintern und Werbespots quält, besteht die Kulisse des »Hard Rock Café« aus einer kitschigen Römerstadt, in der Dan Ackroyd als Gladiator-DJ blödsinnige Sketche mit wechselnden Partnern absolviert. Ein ehemaliger Blues-Brother im Kriegerröckchen. Wenn der Mr. Ackroyd wenigstens Body-Building-Waden besäße . . . Die musikalische Konzeption ist (noch?) hervorragend. Paul Simon und John Cougar Mellencamp singen bei Pedal-Steel-Guitar-, Akkordeon- und Fiddle-Begleitung »Dirty Old Town«, »We Are The People« und »The Boxer«. INXS rocken live-haftig, und als Krönung jubelt eine All-Star-Band aus all den teilnehmenden Musikern sowie den ehemaligen Blues-Brothers-Kollegen »Hold On, I'm Coming«.

Amerika liebt seine Lügen. Dazu zählt vielleicht auch die des Rock'n'Roll als Musik einer ewig jugendlichen Bewegung. Vielleicht rührt daher der Schock über das John-Lennon-Buch des Albert Goldman. Der hatte zugleich Leichenfledderei und aufrichtige (alles in allem natürlich marktträchtige) Suche nach der Wahrheit hinter dem Idol betrieben. Damit verschwand auch der Mythos von Yoko Ono als der kreativen Übermutter des John Lennon. Der Witwe propagandistische Gegenattacke, der Film »Imagine«, vermochte dagegen nichts auszurichten. Amerikas Wirklichkeit ist Medienwirklichkeit. USA-Realität besteht aus »Dynasty« und ALF, Madonna und Bruce Springsteen, Umweltverschmutzung und National Parks, Patriotismus und Geschichtslosigkeit, Gastfreundschaft und Mordgefahr . . .

Das Ecstasy im Westberliner Bezirk Schöneberg gehört zu jener Gattung kleiner und mittlerer Klubs, wo das Fantum der Veranstalter oft über den auch in diesem Metier notwendigen Geschäftssinn siegt. Selbst Newcomer aus Übersee, die dort nur regionale Unterstützung erhalten, bereisen zuhauf die westeuropäischen Independent-Zentren. Im Ecstasy, einem ehemaligen Hotelfoyer, zweiter Hinterhof, das 300 bis 400 Besucher faßt, standen am 26. Mai die anderen, Tina has never had a Teddy Bear, und Feeling B auf der Bühne. Obwohl sich der Raum erst allmählich füllte (normalerweise spielt dort niemand vor 23 Uhr), war das Publikum von Anfang an gut drauf, johlte, tanzte, fühlte sich wohl. Die gute Stimmung übertrug sich auch auf die Musiker, die sich erfolgreich bei ihrer ersten Exkursion außerhalb der DDR behaupteten.

IM
ECSTASY

NEUE BANDS

AG GEIGE

»Wir wollten immer auch laut und hart sein!«

meint die AG GEIGE heute. Die Musiker Frank Bretschneider, Jan und Ina Kummer und Torsten Eckhardt experimentierten schon einige Jahre im stillen (z. B. mit Improvisationen, Toncollagen), bevor sich des Palastes Tore und der Medien Kanäle öffneten. Und während in ihrer Heimatstadt die zuständigen Kommissionen noch ratlos hin- und herberieten, was das denn sei, was da auf der Bühne passiert und in welcher Kunstkategorie, auf welcher Stufe man es ansiedeln könnte – es wurde ein »Volkskunstkollektiv der ausgezeichneten Qualität« – präsentierte man die AG GEIGE in der Hauptstadt zu den Tagen der Jugend im Palast der Republik. Sie wurden alsbald in den schönen neuen, blinkenden Topf »die ande-

ren Bands« geworfen. Bei ihnen steht im Titel »Perfekte Welt«: »... sie funktioniert erbarmungslos, wir sind versorgt vom Glück«. Aber nicht deshalb ist die AG GEIGE anders als all die anderen Bands, sie kommt aus einer ganz anderen Ecke: der Welt der Bilder. Maler machen Musik. So fing's an. Stellt sich sofort die Frage: Kann das gut sein? Kann das gut gehen? Es kann. Musik und Wort als eine andere Ebene, um die Gefühle, die sie auch in ihre Bilder legen, auszudrücken. Und um die Gefühle geht es! Als Band erreicht man plötzlich das, wovon man als Maler nur träumt – breite Beachtung, Medienpräsenz und Räume mit einigen hundert Leuten, die gekommen sind, um das Produkt der Künstler gemeinsam anzusehen/hören. Wir erinnern uns an Gespräche



im vorigen Jahr, da war die AG GEIGE schon eine Band, aber irgendwie war's nicht so wie jetzt. Heute spricht Frank B. anders davon, ist mehr Ernst, Zielgerichtetheit darin. Man will eine Platte machen, eine LP, will touren, im Rundfunk präsent sein usw. So richtig wie im Rock-Zirkus. Aber wer kann sich schon Jan als Roker und Ina als Rocklady vorstellen. Niemand! Sie stehen selbst sehr kritisch zu ihrer Arbeit und ihrem Publikum.

Bei der AG GEIGE trifft sich Kopfmusik mit kristallinem Pop. Soll sagen, Geige-Songs nur so nebenbei gehört, versanden nach kurzer Zeit. Da ist mehr Konzentration gefragt – die gehen nicht nur so durch den Bauch. Die Texte stehen immer wieder im Vordergrund. Zurecht, denn sie sind teilweise einfach phantastisch (vgl. »So sind kleine Finger« – jeder, der erkennt, auf welchen Originaltitel sich der Text bezieht, amüsiert sich köstlich und wird vielleicht nachdenklich).

Die Texte sind vielschichtig, lassen obskure, eigene Sichten entstehen (»Küchenlied«). Man kann sich wunderbar in ihre skurrile, ab-



struse Welt ziehen lassen – ». . . man läuft Schliittschuh in den Tag hinein . . . und schaut interessiert zu« – die Bilder wachsen im Kopf. Es ist diese Leichtigkeit, diese Ironie, mit der sie alltägliche Dinge sehen und beschreiben. Keine konkreten Rocktexte, aber auch kein mit Metaphern verbrämter Liedermachersud.

Live werden Text und Musik durch Filme unterstützt, die, als Idee in der Gruppe entstanden, technisch von Dieter Wuschanski umgesetzt werden. Das Medium Film als visuelle Kunstform liegt bei Malern eigentlich auch näher als die Musik. Wieviele der Gilde mögen schon auf Zelluloid herumgekratzt und gemalt haben? Aber hier werden die Filme durch interessante Ideen und mittels schneller, harter Schnitte zu »Videoclips«, die fesseln. So werden zu »Gesichter« in kurzem, heftigem Rhythmus die Fotos von 116 Leuten eingespielt. Oder, einfach wunderbar: der gesprochene Todesexkurs zu einer Baconchen Bildbeschreibung mit kränkelnd-mondäner Orgelbegleitung! Sie tragen eine Musik, die trotz der verwandten technischen Mittel (Computer, Sequenzer, Synthi, elektrische Banane usw.) weitgehend innovativ wirkt. Voltaires Cabaret residiert auf den Tonspuren, und ab und an wächst eine Totentrompete aus dem Moos.

Die Gruppe agiert dazu in selbst entworfenen süffisant-bunten Fantasy-Kostümen: Verkappung. Es ist ja nichts schlechtes, gute Vorbilder zu haben, wenn aus diesen Orientierungen eine eigenständige Musizierweise entsteht. Das, was als Gesamtprodukt da steht, hör- und sehbar wird, hat diese Eigenständigkeit schon. Bretschneider & Co. stehen ihrer eigenen Entwicklung und ihrer Musik keineswegs so naiv gegenüber, wie die Leute denken, die beim neuen Programm beklagen, daß die Naivität weg wäre. Jetzt klingt die AG viel härter, straffer, griffiger. Das wollten sie eigentlich immer schon, nur fehlte anfangs immer das richtige Equipment. Frank zu den Anfängen: »Wir kannten das ja alles . . . wir kannten ja Throbbing Gristle und . . . wir waren ja nicht irgendwelche Doofen aus der Provinz, die keine Ahnung von Musik hatten.« Keine Ahnung von Musik? Man höre sich nur an, welche Stücke die ATOMINOES, so nennt sich die AG GEIGE, wenn sie ihr Programm ausschließlich mit Coverversionen bestreitet, ausgewählt haben (Tackhead, Led Zepelin, Count Five u. a.). Wie singen sie doch? ». . . verloren die Tage der Zeychen & Wunder« – aber die AG GEIGE ist doch so ein Wunder.

GALENZA / FISCHEL

FOTO: DÖRING





Nina Nova, Milan Novak, Loman (Manfred Pilhaue – Country & Horseman Outfitter aus Erleben bei Gotha) – v. l. n. r.

Zum zweiten Male traf sich in der ersten Aprilwoche die Country-Szene der DDR zu einer Werkstatt des Komitees für Unterhaltungskunst in Gotha. Country-Szene – kann man überhaupt davon sprechen? Welchen Stellenwert hat Country Music innerhalb der populären Musik unseres Landes? Grund genug für einige Betrachtungen zum Thema.

Offen gesagt – Country Music ist die letzte aus den USA importierte Musikrichtung, die ihren Negativ-Touch langsam zu verlieren beginnt. Unkenntnis, geschmäckerliche Vorurteile und kulturpolitische Vorbehalte haben die Country Music bei uns bis vor kurzem noch als das enfant terrible der populären Musik erscheinen lassen. Als »Musikkultur des rassistischen Südens« wurde sie diffamiert, das allzu eifertige Engagement einiger ihrer Vertreter im Mutterland USA mit der US-Ad-

ministration, vor allem während der Aggressionen in Korea und Vietnam, haben der Country Music zwar geschadet, konnten aber keineswegs Anlaß geben, sie insgesamt in Mißkredit zu bringen. Wollte man sie an ihren Mißbräuchen messen, wären auch andere Musikstile durchaus mit demselben Negativ-Touch zu belasten. Wie dem auch sei, die kulturpolitische Entwicklung der 80er Jahre hat auch der Country Music zu ihrem Recht verholfen.

So bedurfte es für manchen erst die Aussage von Bodo Zabel, Abteilungsleiter Unterhaltungskunst im Ministerium für Kultur, der in einem Junge-Welt-Beitrag zum Karl-Marx-Städter Popfestival im März 1988 Country Music ausdrücklich als einen Pol im Spektrum unserer populären Musik apostrophierte, um der Country Music die verdiente Legitimität zuzugestehen. Um Mißverständnissen vor-

zubeugen: ich fröne nicht der Meinung, es sei der große Country-Boom im Lande ausgebrochen. Country Music ist eine Musik für eine gewisse Schicht von Liebhabern, wobei nicht zu unterschätzen ist, daß es viele Leute gibt, die nicht auf Country spezialisiert sind, sondern die Country Music *auch* gern hören. Unterschätzen sollte man auch nicht, daß sie in westlichen Massenmedien sehr stark unterrepräsentiert ist. Die Jagd nach Einschaltquoten hat die sowieso schon spärlichen Countrysendungen dezimiert bzw. ganz verschwinden lassen. Hier wird deutlich, daß unser Rundfunk eine ganz andere Konzeption verfolgt, zumindest das in Richtung musikalischer Vielfalt geradezu eine Pionierrolle einnehmende Jugendradio DT 64. Seit 1987 läuft »Hei nun – Country!«, seit Anfang 1989 die »Countrythek«, beide betreut von dem rührigen und in

Nachbetrachtungen
zur 2. Country-Werkstatt
(Teil 1)

COUNTRY



Sunny's Country Special

Sachen Country sehr kundigen Rainer Krügel. Ob natürlich die Plazierung beider Sendungen im Vormittagsprogramm günstig ist, darf mit allem Nachdruck bezweifelt werden. Außerdem: ist Country Music ausschließlich Jugendmusik? Ein Blick auf das Publikum in der Live-Szene verneint diese Frage deutlich, obwohl der Anteil jungen Publikums bei Country-Veranstaltungen überraschend hoch ist, gemessen an dem musikalischen Geschmack, den man den Leuten um die Zwanzig gemeinhin immer zugesteht. Aber offensichtlich fällt es unseren »ehrwürdigen Erwachsenensendern« noch zu schwer, in eingefahrenen Gleisen neue Weichen zu stellen.

Auch das Fernsehen der DDR tut sich offenbar recht schwer, den neu entstandenen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Zwar zeichnete man im vergangenen Jahr

das »Country-Festival der Südstaaten der USA« mit George Sandifer & his Mississippi Band, Robin Linton & Marnie Troye sowie der exzellenten Bluegrass-Band Wildfire auf, allerdings in der tristesten Dekoration aller Konzerte dieser Tour. Und die Untertitelung trieb so manchem Country-Fan die Tränen in die Augen . . . Man fragt sich: haben wir das nötig! Schließlich empfängt man das DDR-Fernsehen auch außerhalb unserer Grenzen. Daß es auch anders geht, bewies das Team der Sendereihe »UKW«, das in Gotha einen Beitrag aufzeichnete, der trotz seiner Kürze einen komprimierten Eindruck davon bot, wie weit unsere eigenen Bands in Sachen Country schon gekommen sind. Nicht vergessen sollte man die Pionierrolle, die Dean Reed vor Jahren bereits in Sachen Country Music im DDR-Fernsehen einnahm. Um so differenzierter ist

das neueste TV-Angebot zu werten: Aufgezeichnet im Kulturpalast Dresden im Februar, ging die Sendung »Country & Company« am 17.6. erstmals im II. über die Bildschirme. Mit Gojko Mitič und Lothar Tarelkin als Moderatoren wurde dem Cowboy-Klischee kräftig gefrönt, und mancher stellte sich die Frage: »Muß man Country Music derart unter Wert verkaufen?« Schließlich hat in Fachkreisen der Terminus »Country & Western« in den letzten Jahren berechtigterweise der Bezeichnung »Country Music« Platz machen müssen, ist doch die Western Music ein Teil, aber ein nicht unbedingt dominanter Teil der Country Music. Immerhin: Country Music im DDR-Fernsehen – und der Qualitätsanspruch unserer eigenen Szene deutete sich in diesem Konzert bereits an, wenn man objektiv vergleicht, was die einheimischen Angebote Wilk

SZENE DDR



Kactus

& Friends, Kactus und Fox Tower Bluegrass Band gegenüber den »Zufallseinkäufen« The Next of Kin (Dänemark) und Art & Lee (Schweiz) an musikalischer Qualität zu bieten vermochten.

Fakt ist: die Medien zogen nach. Entwickelt hat sich die DDR-Country Szene nicht »konzeptionell von oben«, sondern im Veranstaltungsaltag. Besonders in den Südbzirken ist diese Musik seit einigen Jahren heimisch. Da wären ohne Anspruch auf Vollständigkeit Konzerte und Festivals im Haus der Kultur Gera zu nennen, auf den Greifensteinen und der Augustusburg, in Wogau bei Jena, im Klubhaus der Einheit und im Kreiskulturhaus Gotha und, und, und . . . Quasi eine Pionierrolle spielt seit nunmehr fünf Jahren die Weimarahalle. Ihr künstlerischer Direktor Bernd Hettwer hat frühzeitig erkannt, welche Bedarfslage da im entstehen war. »Abgesehen davon, daß ich selbst schon lange auf diese Musik stand, wollte ich vielfachen Publikumswünschen aller Altersklassen entsprechen und damit auch eine Lücke im musikalischen Angebot unseres Hauses und darüber hinaus schließen.« . . . und darüber hinaus – das

heißt, alljährlich pilgern Country Fans aus allen Teilen der DDR nach Weimar. Dieses Jahr konnten die jeweils 1500 Besucher bei zwei Konzerten neben Peter Tschernig und Wilk & Friends immerhin Nina Nova & Petr Pokorný Band (ČSSR), John Brack (Schweiz), Nugget (Österreich) sowie Truck Stop, Nancy Wood und George & Lucky Riders (BRD) erleben. Diese Internationalisierung unserer Konzerte oder Festivals ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt unabdingbar. Zwar haben wir eine recht dichte nationale Szene, die sich allerdings im Veranstaltungsaltag langsam auf die Füße tritt. Sicher: man kennt und mag die Bands, man kennt auch ihre eigenen Titel und will sie immer wieder gern hören, aber der Drang nach Abwechslung ist unüberhörbar und – siehe Weimar – von Erfolg gekrönt, wo er befriedigt wird. Langsam aber sicher ziehen andere Veranstalter nach. Nun, es ist für ein Haus wie die Stadthalle Karl-Marx-Stadt kein Kunststück, ein Doppelkonzert mit Western Union zu organisieren, dem aber das erforderliche Fluidum völlig abgeht. Weitaus schwieriger und deshalb nicht

hoch genug zu bewerten sind Aktivitäten wie die des Country Clubs Brandenburg, der jüngst zu seinem Country Weekend nicht nur Spitzenformationen der DDR-Szene präsentierte, sondern in enger Zusammenarbeit mit der KGD Potsdam und der Künstleragentur der DDR die Country Mistrels aus Schweden und die Earthwood Family aus Westberlin »einfliegen« ließ.

Überhaupt sind die Country Clubs, etwa 20 existieren zur Zeit, zu nicht unwesentlichen Trägern der DDR-Contry-Szene geworden. Sie organisieren Vorträge und Konzerte, beschäftigen sich mit Geschichte und Kultur der USA, wie z. B. die Plains Riders aus Berlin, denen der Pony Express (Briefzustellung per Eilritt) besonders am Herzen liegt.

Als Interessengemeinschaften des Kulturbundes am besten aufgehoben, vereinigen sie die Interessiertesten, die – an ihrem Outfit erkenntlich – immer wieder zu Konzerten und Festivals zu finden sind.

(Fortsetzung folgt)

ULRICH GNOTH
FOTOS: OBST

JAZZ KRACHT'S

Die Einladung zu einem Konzert des Jazzclubs Leipzig im April trug die Überschrift »Am 7. Tag erschuf Er den Lärm«. Er hat damit Voraussicht bewiesen, denn Jahrhunderte war das Leben Stille. »Mit der Erfindung der Maschinen im 19. Jahrhundert entstand das Geräusch. Heute triumphiert und herrscht das Geräusch souverän über die Sensibilität der Menschen. Viele Jahrhunderte hat sich das Leben still oder wenigstens in gedämpften Tönen abgespielt. Die stärksten Geräusche, die diese Stille durchbrachen, waren weder intensiv noch andauernd, noch abwechslungsreich. Denn sieht man von den seltenen Erdbeben, den Orkanen, Stürmen, Lawinen und Wasserfällen ab, ist die Natur still« (Rusolo, 1913). Nun aber gibt es Blind Idiot God, oder einfach BIG. Dem Jazzclub Leipzig kam das zu Ohren, und man scheute – wissend um Russolos futuristisches Manifest – keine Mühe, das dreiköpfige Orchester in die Messestadt zu holen, um die Ohren des doch recht zahlreich erschienenen Publikums durchzuspülen. Woher die vielen Leute kamen, vermag ich nicht zu sagen, denn die Werbung hielt sich in Grenzen. Vermutlich ein Großteil Flüsterpropaganda. Es hat sich längst herumgesprochen, daß der Jazzclub als Veranstalter außergewöhnlicher Konzerte hiesiger Normal-Zeit voraus ist. Der Preis, den das aufrechte Häuflein um Gerhard Schulz dafür zahlt, ist hoch. Oft halbleere Häuser, und was kann einem Veranstalter Schlimmeres passieren?

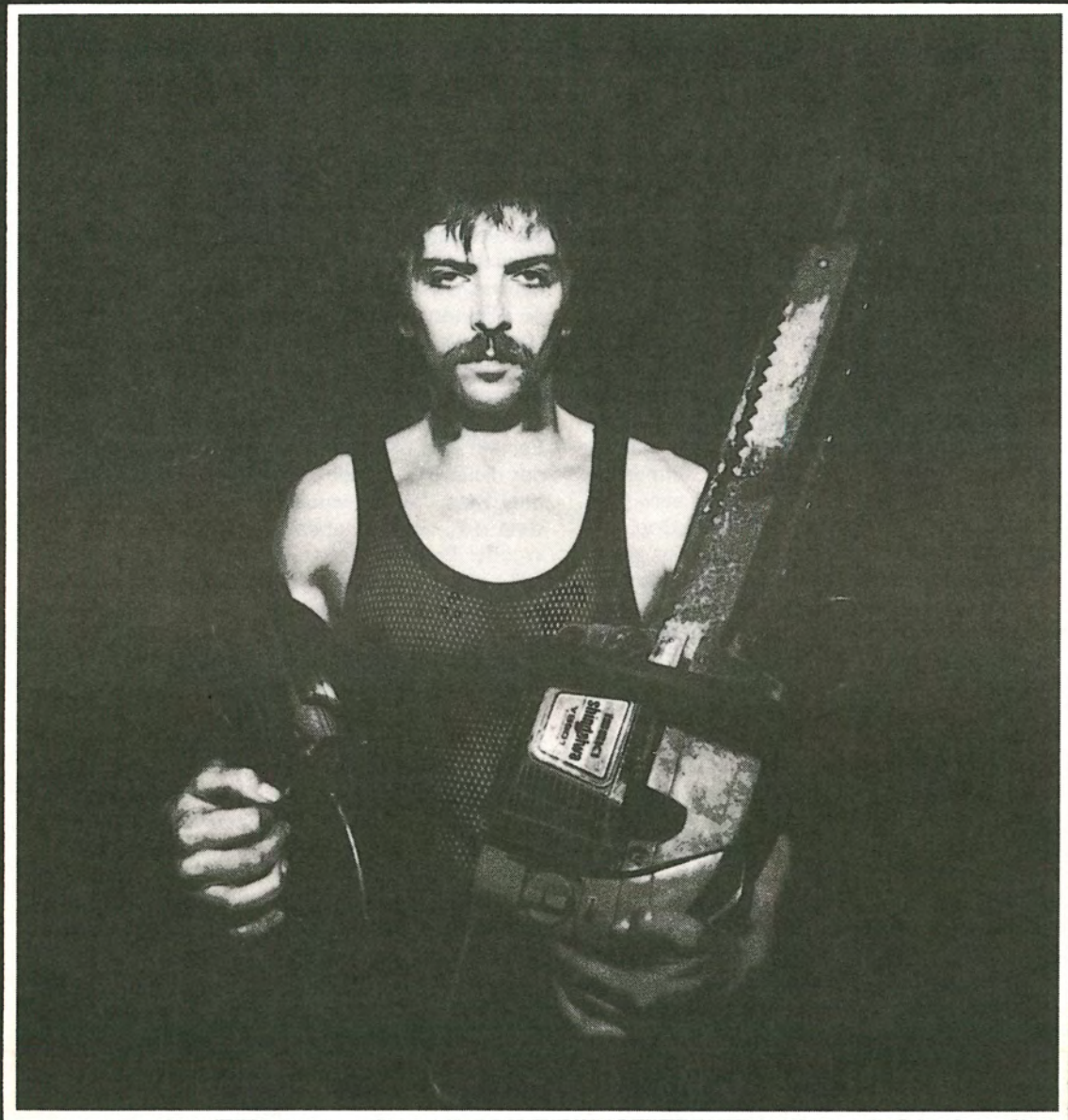
Selbst Musikinteressierte halten sich beim Besuch von Konzerten (noch) namenloser Künstler häufig zurück. Bei Jazzclubkonzerten bekommt man jedoch in der letzten Zeit immer mehr das Gefühl, in vielen Fällen etwas zu verpassen. Schon vor Jahren entdeckten und präsentierten die Leipziger Cassiber und Art Zoyd. Dann Fred Frith, Tom Cora, Eugene Chadbourne, Kaspar Brötzmanns Massaker, die Semantics (Elliott Sharp, Sam Bennett und Ned Rothenberg!), das Heiner-Goebbels-Projekt »Der Mann im Fahrstuhl« und, und, und. Verzeihung, sind das Jazzer? Weiß ich nicht, aber Meister der Innovation sind sie allesamt und damit dem Jazz nicht fremd, selbst wenn die Instrumentalisten Heavy-Metal-Lautstärke erreichen, wie im Falle BIG. Die Subtilität des ausschließlich instrumental arbeitenden Trios aus St. Louis, Missouri, das seinen festen Wohnsitz mittlerweile nach New York verlegt hat, da die Provinz seine Arbeitsmöglichkeiten einschränkte (das kennt man ja!), geht trotz Trommelfellattacke nicht verloren. Es lebe der Techniker! BIG ist laut, aber keine Noise Band, kein Heavy Metal, keine Jazzkapelle. »Das einzige, was wir mit Heavy Metal

gemeinsam haben, sind die Lautstärke und die Instrumentierung. Die größte Gemeinsamkeit mit dem Jazz ist die komplexe Harmoniegestaltung. Improvisiert ist an den meisten Stücken überhaupt nichts. Alles ist klar durchstruktuiert. Nur bei den Dub-Stücken improvisieren wir« (O-Ton BIG). Dub? Wer nach 45 Minuten gerade überlegte, ob er seine Horchknorpel weiter auf die Probe stellt, wurde nun mit dieser vertrackten Form des Reggae für den Rest des Abends entspannt. Andy Hawkins (24) umspielte konzentriert das x-fache Echo seiner Gitarre, Ted Epstein (21) bearbeitete akzentuiert die Felle, und der dicke Bassist mit dem Schulbubengesicht Gabriel Katz (24) jah-wobbelte (neologistischer Hinweis d.A. auf den ehemaligen PIL-Bassisten Jah Wobbel. Die Red.) in den tiefsten Lagen. BIG spielen seit sieben Jahren in dieser Besetzung zusammen und beherrschen souverän die verschärftesten Rhythmus- und Tempiwchsel. Vollblutinstrumentalisten, die sich ihre Show nicht versauen lassen wollen. Kommunikation ja, aber bitte nicht durch Sprüche, sondern durch konzentriertes Verfolgen der Musik. Also doch Jazz? Wenn dieses Jahrhundert schon das lauteste ist, warum soll der Jazz da nicht mitziehen? Will man Charles Darwin Glauben schenken, wird sich das Ohr schon den veränderten Umweltbedingungen anpassen. Und vielleicht setzt auch der Jazzclub Leipzig auf den Biologen, wenn er Konzerte organisiert, die den musikalischen GenFonds des Publikums erweitern könnten. Das allerdings braucht viel, viel Zeit. Der Jazzclub nimmt sie sich.

HOLGER LUCKAS
FOTO: ARCHIV

Blind Idiot God





**ZIRKUS
PARADOX**
**IM FRANZÖSISCHEN
» ARCHAOS «**

Spektakuläres Gastspiel im

Westberliner »Tempodrom«. ■

Manche nennen es alternativ. Sie selbst sagen: revolutionär. Und viele meinen, es sei Anti-Roncalli. Auf jeden Fall ist es ein zweistündiger Fetz mit so viel Spaß, Klamauk und Klamotte, daß das Publikum begeistert mitgeht.

Es ist das erste Gastspiel des französischen Ensembles »Archaos«. Selbst nennt sich das 20-Personen-Kollektiv »Der verrückteste Zirkus der Welt«. Und damit hat das ultimative Spektakel nicht unrecht. »Archaos« ist ein althilologisches Wortspiel mit dem »ursprünglichen Durcheinander«. Am Anfang aller Dinge stand in der griechischen Mythologie das Chaos. »Archaos« soll nun heißen: auch wir sind im 200. Jahr der französischen Revolution. Deshalb dieser »Cirque révolutionnaire«.

Wenn er auch mehr anarchistisch anmutet, das Lachen ist überall. Anstatt in glitzernden Kostümen der Zirkuswelt, agieren die Artisten in alten Klamotten, in Werkanzügen, Lederkombis, halb nackt oder in Phantasieumhängen. Mitten in der Manege tummeln sich Gänse und Hühner, uninteressiert an all dem Tohuwabohu um sie herum. Zwischen lärmenden Requisiteuren, knatternden und stinkenden Motorrädern, unmotiviertem Feuerwerk und Rockmusik live immer wieder gute künstlerische Leistungen. Ikarier mit pausenlosen Salti, bis der BH davonfliegt. Ballett und standsichere Äquilibristen. Aber alles mit zwerchfellerschütternden komischen Einfällen, die seriöseste Handarbeit zum Ulk werden läßt. Ein Hausschwein rollt den roten Teppich aus, und ein Hahn weigert die Hypnose. Alles so spaßig dargestellt, daß der jonglierende und golfspielende Snob um ein Haar ernstgenommen wird. Sieben Bälle, zuletzt acht nach unten jongliert. Solotrapez mit Zehen- und Fersenhang im vollen Schwung lassen das Publikum staunen. Jojo im Duett, im Trio,



Foto: Anthe

Stieptanz verulkt durch herrliche Choreographie mit vielen Gags; und immer wieder melonekauende Requisiteure, die sich ungehört durch Manege, Darbietungen und Publikum bewegen. Die Bühne enipuppt sich als umgebauter Lkw und fährt plötzlich ab. Herein rasen Motorräder, quer über die Piste, längs der Piste, im Schwung über die Tische und Podeste; plötzlich hängt eins davon samt Fahrer hoch unter der Zirkuskuppel. Ein Mehrfach-Reck mit Barren und Seillaufkombination, grobschlachten und häßlich, ist der Mittelpunkt artistischer Tricks voller Humor und Leistung.

Sicher ist solcher Zirkus Geschmackssache. Es wird prinzipiell alles verulkt, was unter traditionellem Zirkus zu verstehen ist. Der Kontakt mit dem Publikum ist sehr vordergründig, aber immer vorhanden. Eine pausenlose Schau voller Überraschungen, ohne sensationelle Darbietungen mit namenlosen aber guten Artisten und Komödianten. Französischer Esprit durchzieht das

exzentrische Spiel. Motorsäge und Fabriklärm beherrschen das »Tempodrom«, das heillose Durcheinander im Dreikampf zwischen Motorrad, zwei Autonomen mit Wellblechplatten auf dem Rücken und artistischem Rocker. Selbst Gabelstapler und ein Benz werden bemüht. Schneidbrenner und Plastikkeulen herrschen vor. Vor zwölf Jahren wurde dieses Ensemble in Paris gegründet. Stilsicher werden heute auch Elemente des Rock aufgegriffen, werden gute künstlerische Darbietungen in der vorgegebenen Handlung aufgelöst. Wenn sich zum Abschied das Ensemble in der Manege verbeugt, will der Beifall kein Ende nehmen. Inzwischen sind auch die Gäste der ersten Reihe wieder trocken, denen zur Ouvertüre aus dem Strahlrohr eine Ladung Wasser entgegenschöß. Auch der Stempel auf dem Handrücken ist inzwischen wieder verblaßt. Und keiner war froh, daß das Spiel schon zu Ende war. Amüsiert haben sich alle, ausnahmslos!

R. WEISE



CLEAN SPLEEN - EIN GALAKTISCHES INTERMEZZO

»Clown sein heißt, sich auf eine Kunst verstehen, die auf dem Geben beruht. (. . .) Er wirkt mit dem Herzen, mit dem Körper, mit den Mitteln des Subtilen oder auch des Obszönen. Narr sein heißt, zu versuchen, die Spannung der sozialen Situation, die uns täglich umgibt, abzubauen; über diese Situation nachzudenken in der Hoffnung, damit eine Art Verstehen und Bewußtheit hervorzurufen.« (Jango Edwards »Der Clown ist der totale Schauspieler« 1980)
FINKEFALTZ – neuerdings verträumt auf Milchstraßen schlendernd, in scheinbar aller Unschuld liebenswerter, kreativer, spielerischer Naivität samt Publikum auf Welt-Traum-Tour. Angenehm waghalsig lassen sich diese vormals »schrägen Vögel« (Programm »Vogelmogel«) auf das grantige Terrain

der Einfachheit ein, die so schwer zu machen ist – angesichts verbreiteter »anspruchsvoller« Satttheit – und doch alleweil gefordert wird auf der Jagd nach Wahrheit.

Die Story ist einfach, fast banal, durchsichtig. Ihre Zerbrechlichkeit rührt einerseits vom permanenten Déjà-vu-Erlebnis, das mich anfangs skeptisch beschlich, um sich dann (auch als Prinzip dieser Inszenierung erkannt) durch provozierten Mut zum Mitspinnen in Wohlgefallen aufzulösen. Andererseits baut sich zwischen fröhlich-schlafwandlerischem Bühnengeschehen und realer Wirklichkeitserfahrung der Rezipienten ein Spannungspotential auf, das mir als Reibungsfläche beabsichtigt scheint und als Wirkungskonzept volle Berechtigung hat. Das alte, immer aktuelle Lied von Ideal und Wirklichkeit; der Wunschtraum als Vater des Gedankens, der sich schon manche Verstauchung einhandelte bei halbrecherischem Zusammenprall mit nüchternen Tatsachen.

Der Zuschauerraum der »Studiobühne« (Berlin, Frankfurter Allee 91) ist sehr schmal, die Bühne winzig, die allgemeine Atmosphäre freundlich und unaufdringlich; insofern schon an sich eine Entdeckung wert. Die Spielfläche der Bühne, vielleicht zweieinhalb mal zweieinhalb Meter, ist durch einen blauen Stoffhorizont begrenzt, offener Blick, kein Vorhang. Was gleich ins Auge springt, sind zwei luftballonähnliche Stoffbälle: einer an einem Draht links oberhalb der Abhängung in den Bühnenraum ragend und von einem mitten auf der Bühne stehenden Spot beleuchtet – Assoziation Himmelskörper, Erde; der zweite hängt in der linken Ecke. Seine Bedeutung ist nicht gleich auszumachen, stellt sich aber später durch Benutzung als flaschenähnliches Behältnis heraus, aus welchem eine ganz bestimmte Spezies offenbar gute Laune schlürfen kann. Außerdem befinden sich schwarze Kisten neben dem Spot-Stativ, unterschiedlich hoch, hintereinandergestellt. Nachdem man alles in ausreichender Ruhe entdecken konnte, geht plötzlich das Saallicht AN, statt, wie normalerweise, AUS. Eine skurrile Tonbandstimme verkündet, daß die Maschine startklar sei. Wir starten in wenigen Minuten ins Weltall, um »garantiert unbewohnte Gegenden« zu besuchen. So wird der ganze Saal zum Komplizen gemacht, darf sich zumindest in der Phantasie integriert fühlen als geschlossene und nicht ausgeschlossene Gesellschaft. Da klappt die Tür im Rücken. Ein chaotischer Typ mit anachronistischer Fliegermütze auf dem Kopf, der sich alsbald als Steward des Raumschiffes zu erkennen gibt, schlängelt sich den Gang neben den Zuschauerreihen entlang, bietet imaginäre Bonbons an und rät allen, sich anzuschallen. Auf Zehenspitzen gestellt, des besseren Überblicks wegen, beäugt er die Sitzreihen und erkundigt sich, ob nicht doch noch jemand kommt. Folgerichtig öffnet sich auf diesen Satz hin und wieder die Tür im Rücken. Die Krönung der

Passagiere betritt den Raum: Ein frisch vermähltes Pärchen. Der linksch verklemmte aber nichts desto trotz um seine Puppe (im wortwörtlichen Sinn) besorgte Bräutigam wurschtelt sich mit seiner schlenkernden Braut durch die Stuhlreihen, weil er unbedingt einen Fensterplatz will. Der Steward schaltet sich als wachsames Ordnungsprinzip ein, alle drei verschwinden hinter der Bühne.

FINKEFALTZ bemüht sich auf diese Weise, wie schon in ihrer »Vogelmogel«-Inszenierung, um einen solidarischen Publikumskontakt. Die Grenzen dessen, was in diesem Rahmen möglich scheint, geraten dabei nicht aus den Augen. Damit gewinnen sie feinfühlig das nötige Vertrauen, um locker, mit Lust und Denkspaß dem Mimen-Spiel zu folgen.

Nun verlöscht das »Bordlicht«, der count-down läuft. Start. Plötzlich unbeschwerter, verspielte Musik. Zwei gelbe, mopsige »Außerirdische« mit kleiner Rüsselnase, welche ihr erogenes Zentrum zu sein scheint, hopsen auf die Bühne (ihre spezifische Fortbewegungsform), schnäbeln und kuscheln zärtlich, bedienen den Lichtspot, der auf die Erde gerichtet ist (eine Reminiszenz an den Laternenanzünder aus dem »Kleinen Prinzen«?) und trinken aus ihrer Ballonflasche. Eine Atmosphäre der Leichtigkeit und des GUTEN AN SICH macht sich breit. – Schon nach kurzer Zeit des Flugs ist eine Notlandung angesagt. Die Passagiere haben »Landgang«. Der Steward geht mit einer riesigen Touristenkamera auf Fotosafari, während der Bräutigam mit seiner Braut gegen die Schwerelosigkeit kämpft (köstlich das Spiel mit der Puppe) und Mühe hat, sie auf den Boden der Tatsachen zu holen. Von der Anstrengung erschöpft, hängt er zu seiner Entlastung erstmal die Braut an den Spot-Ständer und packt seine Stullen aus – ein wirklich absurder, komischer Vorgang. Doch schon bekommt die Braut auch Hunger; einen ungestillten, wahnsinnigen Liebeshunger, mit dem sie ihren klemmigen Gatten vollständig überfordert. Aber Welch ein Zufall! Eins der freundlichen gelben Weltraummonster ist zur Stelle, ersetzt ungewollt den Bräutigam und gibt der Braut, was sie offenbar am sehnlichsten braucht. Hier beginnt die verrückte Geschichte, in deren Verlauf alle den Abflug verpassen, die Braut ein gelbes Baby entbindet, der Steward sich in Schadenfreude windet, der Bräutigam sich abfindet und allesamt Bekanntschaft schließen mit den hopsenden Außerirdischen – von Vorurteil zu Urteil sich annähernd. Auf Grund des äußerst respektlosen Umgangs der Außerirdischen mit menschlichen Zivilisationsgeräten (gemeint ist ein fußballplärrendes Radio) ersticht der Bräutigam in einem Wut-Traum ganz real seine Braut, was nicht so schlimm ist, eine passende Kiste ist zur Stelle, schon kehrt das verpaßte Raumschiff zurück, um seine verlorenen Passagiere einzusammeln. In der Hektik des plötzlichen Todesfalls setzt der Bräutigam einem Außerirdischen den Brautschleier auf und schleift ihn

mit sich, während der Steward wieder den Abflug verpaßt und samt Baby, Leiche und zweitem Außerirdischen auf dem Planeten bleibt, der für Licht sorgt – garantiert unbewohnt.

Die Fülle der Details, die sprudelnden Einfälle, die Spannweite der Zwischentöne könnten dazu verführen, besonders im Gedächtnis verbliebene Szenen oder Stimmungen noch ausführlicher zu beschreiben. Doch diese Mimen muß man sehen, nicht zerquatschen. Die eigentliche, jenseits aller verträumten Schwerelosigkeit liegende Wirkung besteht m. E. in der Kollision dieser »galaktischen« Vision mit der realen Erfahrung der Zuschauer, die um die Bedrohlichkeit ihrer Gattung durch die vielfältigen Gefahren hochentwickelter Zivilisation sehr wohl wissen und sich gegen jedes »Einlullen« wehren. Hier wird nicht bonbonfarben vernebelt, hier wird nicht lebensfremd verführt, nicht schenkelklatschend entmündigt. Hier wird Mut gefordert zu humanistischen Grundprämissen, ohne Sentimentalität. Andererseits wird der Zuschaulustige konfrontiert mit dem vielleicht schon totgesagten Kind in sich, das sich auf Leben UND Traum einlassen will, trotz aller Erfahrung und verbrannter Finger. Er wird aufgefordert, den gut verdrängten Kampf zwischen Resignation und Utopie auszuhalten, als Quelle aktiver, unverbissener Lebenslust. Wem der Spieltrieb abhanden gekommen ist: Hier hat er eine Chance, noch einen Zipfel davon zu erwischen. Es ist eben nicht alles banal, was zu einfach scheint und: »Beim Clown kann sich die schlichte Wiedergabe eines Themas in einer Geste verdichten, die mehr besagt, als eine einstündige Nachrichtensendung.« (Jango Edwards, s. o.)

ANTJE BUDDÉ
FOTOS: ARCHIV



SATIRISCHE SPIELE

Faust als Kabarettautor, nachts, nach der Vorstellung, in seinem Dichterstübchen. (frei nach Goethe)

Faust:

*Habe nun, ach! die Parodie,
die Spöttereie als ein Ventil,
Und leider auch die Blasphemie
Durchaus riskiert, mit heißem Bemühn.
Da sitz ich nun, armer Autor!
Die gleichen Themen stets im Ohr;
Kenne Minister, kenne Zensoren gar,
Und führe schon an die zwanzig Jahr
Herauf, herab und quer und krumm
Dieselben an der Nase herum –
Und sehe, daß wir nichts ändern können!
Wie soll ich da noch für die Sache brennen?
Zwar bin ich gescheitert als alle die Laffen,
Mich können die Horcher und Gucker nicht schaffen;
Mich plagen keine Verbote noch Striche,
Mir kommt man nicht so leicht auf die Schliche –
Dafür ist mir auch alle Macht entrissen,
Bilde mir nicht ein, die Wahrheit zu wissen,
Bilde mir nicht ein, Kabarett könnt' belehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch nutzt mir weder Gut noch Geld
Für'n eigenes Kabarett im Zelt.
Es hat keinen Sinn am Text zu kleben!
Drum hab ich mich der Regie ergeben,
Denn dort, wo jedes off'ne Wort zuviel,
Ergänzt meine Regie durch stummes Spiel;
So muß ich nicht mit saurem Schweiß
Zu deutlich sagen, was ich weiß;
Daß ihr erkennt, wann diese Welt
Im Innersten zusammenfällt,
So nenn' ich die Tabus beim Namen,
und brauch' nicht in Klischees zu kramen.*

*O sollte dann, im Bühnenschein,
Mein Kabarett zu harmlos sein,
Bedenkt, ich bin ein armer Tropf
Und trag' die Schere tief im Kopf,
Denn über Texten und Papier
Schere, schnipp-schnapp, erscheint sie mir!
Ach! könnt ich doch auf Dichterhöhn
Im nationalen Lichte stehn,
Mit Geistern auf Kongressen schweben,
Und Worte abgesegnet weben.
Von allem Wissensqualm entladen,
In reiner Kunst gesund mich baden!
Ach! hätt' ich doch nur freie Hand,
Wie nützlich wär' ich für dies Land!*

*Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht:
„Werd' Entertainer und verzage nicht.
Was macht's, droht dir der eine dann mit 'nem Verbot
Mit Sicherheit hilft dir ein and'rer aus der Not.“
Ha! Welche Wonne fließt in diesem Blick
Des Publikums durch alle meine Sinnen!
Ich fühle kraftvoll junges Lebensglück
Dynamisch frisch durch Hemd und Hose rinnen.
Auf, Spötter, glaube unverdrossen
Ans transparente Morgenrot,
Die Bühnenwelt ist nicht verschlossen,
Das Kabarett, es ist nicht tot!*

FRIEDEL FREIHERR VON
WANGENHEIM

Foto: Döring





REPRO: SEIFERT

Heiliger Bimbam

KASPAR IST FORT

Die 6. Werkstattage der Kabarets der DDR in Magdeburg

1

Eines schönen Morgens wacht Kabarettist Y auf und hat ein schlechtes Gewissen. Der Blick aus dem Fenster und ein zweiter in das abonnierte Tages-Blatt geben ihm den Rest. Er schämt sich seines Amtes. Das Haus gegenüber wird frisch verputzt, die Kaffeemaschine zischt, der Toaster toastet das Spezialbrot aus Rehbrücke. Heiter wölben sich die Kumuluswolken und der Berufsverkehr ist auch schon durch. Im neuen Programm, das noch nicht durch ist, muß er nicht mitspielen. Keine Proben, Zeit für den Garten. Eigentlich, so murmelt es in ihm, eigentlich ist es ganz schön so wie es ist. Da kommt ein Wanderer des Wegs, klopf ihm jovial

auf die Schultern und spricht: »Es kann nur noch schöner werden. Weiter so!« Kaspars Ende? Ach i wo, ich hab's doch gerade aus frisch berufenem Minister-Munde gehört und in offiziellen Verlautbarungen gelesen: Kabarets sind ein unverzichtbarer Bestandteil unserer Kultur und für ihre Arbeit selbst verantwortlich. Die Praxis aber ist komplizierter, der Streit um Programme wirrer und heftiger, wengleich nicht überall auch kulturvoller geworden, von Bezirk zu Bezirk sieht das anders aus. Nach wie vor will es nicht gelingen, Klärungen über grundsätzliche Fragen zum Verhältnis von Gesellschaft und Satire herbeizuführen – und zwar »höhen- und breitenwirksam«. Längst verfügen wir ja über brauchbares gesichertes Wissen zum Thema (es gibt marxistische Dissertationen und Bücher – »Kabarett

heute«, Henschelverlag, »Streitfall Satire«, Mitteldeutscher Verlag, demnächst eine weitere Publikation von Mathias Wedel bei Henschel), sogar auf Reden läßt sich verweisen (Gisela Oechelhaeuser auf dem Kongreß, siehe TdZ 4/89). Aber Bücher ersetzen bekanntlich konkrete Verständigungen nicht, zumal es nötig ist, verhärtete Positionen aufzubrechen, um die satirische Produktivität nicht zu gefährden. Während der gemeinsam vom Ministerium für Kultur, dem Theaterverband und dem Rat des Bezirkes Magdeburg veranstalteten Werkstattage blieben die Kabarettisten und ihre engsten Verbündeten unter sich, beäugten einander, schwadronierten fröhlich des Nachts, diskutierten freundlich am Nachmittag und spielten ihre Programme an vier Spielstätten der Stadt Eulenspiegels und Otto von Guericke

(das ist der mit den Vacuumkugeln). Öffentlich kamen dreizehn Inszenierungen zur Aufführung, zwei weitere erlebten Werkstattprobung, ein neues Textbuch wurde vorgetragen. Folgende Kabarets zeigten ihre aktuellen Produktionen: Herkuleskeule (Dresden), Kiebitzensteiner (Halle), Obelisk (Potsdam), academixer und Pfeffermühle (beide Leipzig), Distel (Berlin), Lachkartenstanzer (Karl-Marx-Stadt), Arche (Erfurt) sowie die Kugelblitze (Magdeburg).

2

»Kabarets, die den Sozialismus als eine im Grunde abgeschlossene, das Individuum kaum beanspruchende Sache darstellen, haben noch Zulauf mit ihren Handwerker szenen, Delikatwitzen und einem neckischen »Erich kommt...« Natürlich bleibt das nicht so« (UK-Kolumne zur Profession des Kabarettisten, Heft 4/87). Es blieb so und es veränderte sich. Die politische Situation der Welt und der Provinz verlangte nach dem „Auf Dich kommt es an“. Schwerer wurde es, sich in das Netz spaßiger Verniedlichungen fallen zu lassen. Das Bewußtsein über strittige Probleme unserer Gesellschaft polarisierte sich auffällig. Desillusionierungen schlugen in pragmatische Tagesinteressen um, was habe ich zu erwarten, jetzt, hier, wird gefragt, wie wird aus dem Überleben Leben? Wenn auch mit unterschiedlichem Vermögen, die Kabarets des Landes reagierten darauf. Mehr als der Zeit laufen sie den immer noch zu wenigen Autoren und Regisseuren hinterher. Aber auch in dieser Hinsicht scheint einiges in Bewegung geraten zu sein. Die Kooperation zwischen Textern, Darstellern und Regisseuren hat samt Einfluß der Beratergruppe und der Sektion des Theaterverbandes zugenommen und beispielsweise die Kiebitzensteiner aus dem Maelström, in den sie vor gut zwei Jahren in Gera (5. Werkstattage) gerieten, her-



Die Praxis aber ...

Foto: Rodiger

ausgefischt. Den schon traditionellen Zentren Dresden und Leipzig ist mit den Kugelblitzen und den Amateuren der Zunge ein drittes in Magdeburg hinzugewachsen. So erfreulich die Entwicklung in den Relationen einzelner Gruppen zu beobachten war (von der Stagnation des Geraer Fettnäpfchens und der Frankfurter Oderhähne abgesehen), die Zusammenschau der Profis während der Werkstatttage wirkte auf mich ernüchternd. Zweifellos, auf den Bühnen des kleinen satirischen Theaters werden reale Probleme dieser Zeit dringlich verhandelt, da wird informiert, benannt und diskutiert. Es geht um Demokratie (Mitbestimmung, Streitkultur, Wahlvorgänge), um Preise, Umweltschutz, Reiseproblematik und Mündigkeit, Wohnungsbau und Stadtverfall, Westgeld und Moral, um mangelnde Öffentlichkeit und fehlendes Gemüse, miserable Dienstleistungen, Leistungsprin-

zip und Medienpolitik. Es geht um die Konflikte in den Auseinandersetzungen mit Werten des Sozialismus, um Glasnost und die Folgen erstarrten Selbst- und Rechtsbewußtseins. Das sind doch wirklich interessante Sachen. Dennoch ergriff mich bereits am zweiten der insgesamt fünf Tage Langeweile. Mich beschlich allzu häufig das fatale Gefühl, vertrackten Mißverständnissen beizuwohnen. Mit riesigem rhetorischen Aufwand wurde Problembewußtsein ausgestellt, so, als würden wir uns darin schon genügen. Immer wieder conférieren Darsteller einander logische Schlüsse, denen ich bestenfalls nickend (oder bereits einnickend) mein Einverständnis zu geben hatte. Etlichen Prämissen saßen die kampfigen Konklusionen der Selbstbeschwörung oder der Zwang zu Grundsatzdebatten schon am Hals. Da gehe ich dann doch lieber zu Foren mit profun-

den Gesellschaftswissenschaftlern. Der Rückfall in pure Didaktik hatte sich angekündigt und blieb letztlich auch der beherrschende Eindruck. Wohlmeinende Agitation – selbst für wirklich wichtige Angelegenheiten – erschöpft sich im Kabarett augenscheinlich sehr schnell und droht neuerlichen Argwohn zu nähren. Daß dennoch über die vielen – nicht selten verschwörerisch in den Saal hinein gesprochenen – einfachen Erkenntnisse und Halbwahrheiten, die dem denkenden Publikum in dieser Gestalt überdies längst geläufig sind, beifällig gelacht oder zustimmend geklatscht wird, dürfte vor allem dem Mangel an Äquivalenten zu danken sein. Kabarett kauen offenbar am ärgsten an der Funktion von Ersatzmedien für das öffentliche Verhandeln von Widersprüchen und Problemen. Man sehe sich einem Überdruck alltäglicher Lasten und Verunsicherungen, existentieller Weltsor-



Bühne der Kammerspiele brachte es zutage, wird im Grunde durch die artifiziiell kahle Inszenierung nur unterlaufen.

3

»Weh unser guter kaspar ist tot. / wer trägt nun die brennende fahne im zopf wer dreht die kaffeemühle / wer lockt das idyllische reh / auf dem meer verwirte er die schiffe mit dem wörtchen / parapluie und die winde nannte er bienenvater / weh weh unser guter kaspar ist tot heiliger bimbam/kaspar ist tot...« Der das schrieb, heißt Hans Arp, nachlesbar in einem Band bei Volk und Welt. Er gehörte zu den kreativen DADA-Dichtern, die versuchten, »das im Käfig der Begriffs-schablonen verendende Denken zu neuem Leben zu erwecken und die schlechte Wirklichkeit durch eine frappierende – verrückt ungezügelt – Bildlichkeit herauszufordern“ (Karl Riha). Arp sah: „die schiffe heißen hans und grete und fahren ahnungslos weiter / der drache trägt die inschrift kunigun-

dula und wird an der leine geführt«. Sollte uns das nicht irgendwie bekannt vorkommen? Wenn nun aber tatsächlich die Kühe auf den Telegrafendrähten sitzen und Schach spielen, bedarf es schon enormer Überredungskünste, weiterhin so zu tun, als sei die Welt ein Puzzle, das man nur richtig zusammensetzen müsse, um die gemütliche Ordnung wieder herzustellen. Dergleichen geschah oft in Magdeburg. Was nichts an der Erkennbarkeit der Welt ändert, davon gehen wir doch aus, nicht wahr. Nur hatte sich Kunstlosigkeit breit gemacht, das provozierende Spiel mit den Grauzonen des Alltagsdenkens (siehe JOURNAL 7/89 zu Plenzdorfs „Freiheitsberaubung“ am Obelisk) blieb zu meist auf der Strecke. Vieles erschien mühsam erkügelt und eher für die Brille von Sammlern als für die Ohren lebendiger Menschen bestimmt.

4

Dort, wo verblüffend leichte Erfin-

... ist komplizierter.

Foto: Burchert

gen und emotionaler Reaktionen gegenüber. Das fresse Phantasie. Um so nötiger sind wohl jedwede Ermunterungen zu kühner Kunst auf der kleinen Bühne. Aus dem Dilemma zwischen aufklärerischem Anspruch und dem Wissen, mit eingeleisigen Verdikten den wirklichen Bewegungen nur zu erliegen, schöpfen aber die derzeit stärksten Kabarets gerade ihre spannenden Impulse und Spiele. Wer den Widerstreit nicht aushält, ihn auf der Bühne auch nicht satirisch leben will, greift lieber zu den einfachen (vereinfachten) Varianten. Die Tendenz zum kargen journalistischen Kabarett belegt das. Ich hatte mich wohl geirrt, als ich – mit (nicht aufgegebener) Freude über das letzte Programm der Klebitzensteiner („Keine Zeit Genossen“, siehe Uk 12/88) – gerade in jener Kargheit den zeitgemäßen Fortschritt vermutete. Aber die Substanz des Programms, die große





Über-Lebenszeit –
Szene mit Gisela
Grube und Manfred
Schubert

dungen und klare Spielvereinbarungen die Szenerien widerspruchsbereit in Bewegung setzen oder das dialogische Prinzip durch unerwartete, provokante Überlegungen und Souveränität der Akteure selbst zur gründenden Spielidee wurde, erlebte ich Überraschungen, wurde verführt mitzudenken, stürzte in satirische Fallen und geriet selbst in Bewegung. Kein zurechtgelegtes Leben. Dafür Sinnlichkeit konkreten Denkens, konkreter Vorgänge und Menschen, die nicht zu Sprachröhren degradiert wurden, zum Tanzen gebrachte Verhältnisse. Das neue Stück von Peter Ensikat und Wolfgang Schaller heißt sinnreich »Über-Lebenszeit« (siehe JOURNAL 4/89) und bietet – übrigens nicht zuletzt durch die subtilen Kommentierungen des Orchesters unter Detlef Rothe – davon allerhand. Es dürfte einen möglichen Weg aus der Sackgasse gewiesen haben. Der verlangt u. a. strikt durchgehaltene Figuren, die ihre Suche und ihre Individualität nicht zugunsten eines diffusen Wir aufgeben müssen. Die Konstellation auf der Bühne bricht mit geheuchelter Einheit (hier die der Revue), um eine wirkliche Einheit zu erlangen, die sich aus Unterschieden und dem Dialog zwischen Trägern dieser Unterschiede und Gegensätze ergibt.

Sie erinnert an Lenins Gedanken, wonach der Sozialismus um eine Million Mal mehr Meinungsverschiedenheiten als die alte Gesellschaft hervorbringt. Vier davon in einem Kabarettprogramm reichen ja schon, da kann man mit einer fünften noch gut einsteigen. Die derzeit wohl dichteste kabarettistische Arbeit hierzulande – geschrieben von Hans-Günther Pölit, Dieter Riemer, Lothar Bölick, brillant gespielt von den Protagonisten der Kugelblitze (Pölit/Bölick) – bietet soetwas wie die Vorwegnahme solch produktiven Zustands der Öffentlichkeit. Ich spreche von »Wir sind so frei« (siehe JOURNAL 1/89). Ähnlich interessant der Abend mit den Leipziger Strategen Bernd-Lutz Lange und Gunter Böhnke. Die beiden academixer gehen ihrer geliebten Heimatstadt mit kräftigem Sarkasmus und lakonischer Strenge an die Wäsche (siehe JOURNAL 3/89). Da fand ich, was ich in Magdeburg beklagend vermißte, erdnahen Humor, der weit aus weniger zur Versöhnung mit der Realität taugt (hallo Hegel) als beispielsweise Jürgen Harts Versuch, den realen Verwirklichern des Sozialismus im neuen academixer-Programm »Die Unschuld vom Lande« mit Ironie die Verantwortung abzunehmen. Verstanden als Versuch, organisierter

Verantwortungslosigkeit satirisch auf die Sprünge zu kommen, fehlten mir ursächliche »Delikte«. Tröstlich, daß situativ gespielt und klug Musik eingebracht wurde (Axel Peschels Bigband!), das schon. Aber – siehe JOURNAL 5/89. Eine lehrreiche Vorführung für den szenischen Umgang mit Texten lieferte der Erich-Kästner-Abend »Die Welt ist rund, denn dazu ist sie da« durch die verstärkten Kiebitzensteiner (siehe JOURNAL 4/89). Da findet man über choreographisch verfremdet geführte Figuren Zugang zum – allerdings tatsächlich poetischen – Textangebot.

Es war nicht zu übersehen, daß überall die im Grunde banal anmutenden Alltagsgeschichten – wie jene Kaufhallen-Szene im Pfeffermühlenprogramm »Verdammte Pflicht und Schludrigkeit« (siehe Uk 9/88) – die Leute am meisten packten. Rainer Otto hat da präzise Sprache und Gestik einer geschwätzigen Verkäuferin beobachtet (umwerfend gespielt von Zara Arnold), die mit bürokratischer Verstärkung ihren Kunden zum Bittsteller erniedrigt. Der Mensch erkennt sich wieder und freut sich seiner identischen Erfahrungen. So schnell kann man bescheiden werden. Aber irgendwann lugte der nun genug mit weh und ach beklagte Kaspar hinter dem roten Plüschvorhang hervor und lachte sich eins ins Fäustchen. Er hat sowieso schon einen Gastvertrag mit dem »seriösen« Theater unterzeichnet, schüttelt da bereits ausgelassen seine Narrenkappe, stiftet clowneske Spiele an (siehe Seite 35), tingelt beim Duo Sonnenschirm, bei Salto vitale, Finke Falz, schreibt ein Referat mit Shakespeare zum Thema »Der Narr im Sozialismus« und erlöst die Phantasie aus den Diensten der Frau Holle.

HELMUT FENSCH



Oben: academi-
xer – Burkhard
Damrau, Christian
Becher, Peter
Treuner, Astrid
Bless (v.l.n.r.)
Foto: Lüttig



Links: Kugelblitze
»Wir sind so frei«
– Ernst Ullrich
Kreschel, Lothar
Böck, Hans-Gün-
ther Pöhlitz (v.l.n.r.)
Foto: Banse



FOTO:DETTLOFF

NTINA NTINA TAN KARTINA





Brigitte Heinrich in „Über-Lebenszeit“ (Herkuleskeule).

Foto: Ackermann

MAGDEBURGER NACHTRÄGE

LACHKARTENSTANZER: »WEGEN UMBAU GEÖFFNET«

Die Karl-Marx-Städter wehren sich redlich gegen Verarmungen auf der Bühne. Sie stellen einen ominösen Behälter mit der Aufschrift „Meldestellen für Bedenken“ in die Mitte, an dem sich unterschiedliche Meinungen scheiden und beweisen sollen. Da wird dann also hineingesprochen, was einzelne Leute so bewegt, einer ist offenherzig, der andere vorsichtig (»Im Zweifel muß man auch glauben«), der nächste will später auspacken, er weiß gar nicht, wo er anfangen soll. Am Ende kippen sie bei der bis dahin außer acht gelassenen Annahme um, daß der Generalsekretär das alles hören und sich nicht darüber freuen könnte. Der Einfall ist simpel, zu simpel jedenfalls, um das ziemlich heterogene Ganze tragen zu können. Es würde auch ohne den Zaubertopf auskommen, der eigentlich den Ausbruch der verbalisierten Konflikte sogar verhindert. Regisseur Manfred Blank hatte für einige Szenen originelle Lösungen und Details gefunden und die sympathische Fähigkeit der mitunter arg dilettierenden Darsteller sparsam aber sinnig eingesetzt. Wo das Einfache überzeugender gewesen wäre (eine Wahlszene der »Zange«) wird durch zuviel Fetzen die Pointe verspielt. Daneben gibt es Überfrachtungen vereinfachender allegorischer Situationen (die Busfahrt als Gleichnis für gesellschaftliche Entwicklung). Aber ich hab' auch herzlich lachen können. Kann es sein, daß die Truppe um An-



Lachkartenstanzer — Andreas Zweigler, Helga Lange, Peter Frauendorf, Uschi Marr a. G. (v.l.n.r.). Foto: Scheinert

dreas Zweigler allzu gern mit einer leutseligen Naivität kokettiert? So linkisch manches auch anmutet, es ist mir bedeutend lieber als die aalglatten »**GESELLSCHAFTSSPIELE**« **DES POTSDAMER KABARETTES AM OBELISK**.

■ Hier finden kabarett-typisch gewordene Bandwurm-Debatten zwischen drei Clowns statt, ohne sich allerdings deren eigener Philosophie und Poesie zu vergewissern. Die Verkleidungsästhetik der Regie (Klaus Gendries) schafft ungewollt Puppenstubenatmosphäre, in der selbst brisante Szenen (»Monopoli à la DDR«, »Manöverspiele«) ins Niedliche geraten. Viele Themen, es waren wohl alle zugleich, keine Widerhaken. Irgendwann bemerkte ich mit Schrecken, daß die drei dort oben auch ohne Publikum auskommen, sie hatten sich eingespielt, wie Kinder. Das Clownesque war längst zum Manierismus verflacht, selbstgefälliges Outrieren setzte ein. Ich stieg aus: Rien ne va plus. Vielleicht wollte ich auch nur nicht mitspielen, draußen schien warm die Sonne. Entsprechend optimistisch errichtete die Erfurter **Arche** indes ihren Agitationsstützpunkt unter der Losung »**Ganz offen Genossen, wir bleiben geschlossen**« (Regie: Andreas Kausch). Gern pflichte ich der freundlichen Meinung Chri-

stian Klötzers bei, der die engagierte kritische Arbeit als eine sozusagen »staatsbürgerliche Denkschule mit Amüsement« bezeichnete (Eule Nr. 21/89). Für meinen Geschmack zuviel Schule. Nach Aufmerksamkeit heischendem Auftakt gibt man sich langatmiger Nachdenklichkeit hin. Viele, viele Minuten verstreichen, ehe man beispielsweise herausfindet, daß sich Probleme auftun, wenn die einzelnen Bestandteile der Losung »Arbeite mit, plane mit, regiere mit« einzeln aufgehängt würden. Drei pointierte Sätze dazu hätten ausgereicht. Und nimmt man es genau, läßt sich das Resultat des lautereren Streits um Öffentlichkeit auf wenige Aussagen reduzieren. So etwa auf ein eingangs gesungenes ironisches Lied über die immer besondere (K)lage, die keine offenen Worte zulasse. Mühe hatte ich vor allem mit den Figurenbeziehungen innerhalb des karikierten »Polit-Zirkels«. Andreas Kluge gibt seiner am deutlichsten gekennzeichneten Gestalt auch die deutlichsten Konturen. Dem Manne nimmt man ab, daß er — warum auch immer — alles daran setzt, um seinen heilen Winkel vor den hereinbrechenden Debatten abzuschotten. Damit haben Kabarettisten ausreichend Erfahrungen gemacht. Was die **DISTEL** nicht davon ab-

hält zu behaupten: »**WIR SIND SCHON EINE REISE WERT**«. Edgar Külow muß beim Inszenieren fortweg sich selbst auf der Bühne gesehen haben. Aber sein Altgedienter hintergründiger Griesgram-Gestus ist nur mit ihm zu haben. Oder verlor er einfach nur die Lust, nachdem er das Textbuch durchgelesen hatte? Das würde ich noch verstehen. Den Sinn des Programms aber verstehe ich – so interessant seine Bedeutungsvarianten im Entree auch offeriert werden – nicht. Es bewegt sich vornehmlich auf der Ebene des illustrierten Volkswitzes und buhlt damit um die Gunst des Publikums. Selten wird versucht, diese ursprünglichen Signale zu ergründen und die beabsichtigte Auseinandersetzung mit Werten und Unwerten zu einem Streit um Lebenskonzepte anwachsen zu lassen. Aber das soll die Distel ja auch nicht wollen? Mit Grußadressen schreibenden Karnickelzüchtern, flunkern den Anspielungen auf das Backen von neuem Reformbrot (das natürlich in unseren Ofen passen muß, welch feiner Schwenk!), mit nichtig-witzeln dem Geplänkel zwischen zwei Offizieren der beiden deutschen Armeen, einer peinlichen Büttensrede zum Jubiläum Thomas Müntzers, abstrusen Erfindungen wie dem Amt für Most- und Fernkältewesen, das irgendeine Genehmigung nicht erteilt (wobei niemand weiß, worum es eigentlich geht) – mit all dem ist jedenfalls kein neues Denken zu gewinnen. Vielleicht noch ein Blumentopf. Kein Wunder, wenn auch die Darstellung verkommt. Michael Nitzel und Detlef Nier rackern fast vergebens um den aufrechten Gang, der eine mit Erfolg als »Plakatkleber«, der andere mit spürbarer Beteiligung in »Der arbeitslose Abgeordnete«, der sich fragt, da niemand zu ihm kommt, was er eigentlich ausrichten kann. Das Lied »Traditionen« beansprucht die Moral des gekränkten Mitbesitzers an Volkseigentum: »Ich schäme mich, wenn ich durch die Bebelstraße gehe

und verfallene Häuser sehe . . .« Mag sein, daß solche Empfindungen aufkommen, warum aber sollte ich mich nun mitschämen? In der Konsequenz ändern wir die Namen? Ich versteh' schon, da soll die Entfernung zwischen ideellem Anspruch und Wirklichkeit bewußt gemacht werden. Aber Eigentümerbewußtsein entsteht nur aus Eigentümerfunktion, aus der Möglichkeit, Einfluß auszuüben (so etwa Gerhard Gundermann auf dem Kongreß der Unterhaltungskunst). Doch solche Anwendungen vertreibt die Distel zur Pause und am Ende mit tröstlichem Schwung. Immer wieder staune ich darüber. Spätabends lief mir **BRIGITTE HEINRICH (DDR)** über den Weg. Das war ein wirklich tröstlicher Augenblick. Im Herkuleskeulen-Stück »Über-Lebenszeit« spielt sie Brigitte Heinrich (DDR). »Kollegin Heinrich« verkörpert auf der Bühne einen Schlag von Mensch, der sich den alltäglichen Schlamassel selbstlos auflädt und den Karren – hier der klapprige Revuecontainer – weiterzieht; mit der rechten Hand kramt sie noch nervös im Gerümpel, mit der linken setzt sie schon das spärliche Segel für freie Lebensfahrt. Unterm ausgewaschenen Arbeitskittel trägt sie – so praktisch muß sie denken – bereits das schillernde Revue-Trikot. Wider die grantigen Kollegen Stumph und Breschke ankämpfend, entsteht um sie herum komisch Wahrhaftiges. Sie flucht, greint, singt Sehnsucht, kontert, treibt an, muß schnell mal schön sein und erotisch gucken; eigentlich würde sie am liebsten den lästigen Laden hinschmeißen, »Kollegin Heinrich« ahnt frauenhaft sicher: in dieser Revue dient sie einem Provisorium. Sie ist eine tragische Figur (und eine schöne Frau mit elektrisierender Stimme). Das kommt selten im Kabarett vor.

HELMUT FENSCH
FOTO: SCHEINERT

Die Leipziger Pfeffermühle erinnert an den »Meister der halben Sätze« ■ Vor zwei Jahren wäre Werner Finck 85 Jahre alt geworden, letztes Jahr war sein 10. Todestag und in diesem Jahr stellt die Leipziger Pfeffermühle ihre Hommage an ihn mit dem Titel »Der Wind, nach dem ich mich noch nie gedreht . . .« vor. Sie haben recht: Um an diesen großen Kabarettisten zu erinnern, braucht man keinen besonderen Anlaß. Ohne zu übertreiben kann man ihn in seinem Fach als Jahrhunderterscheinung bezeichnen. Nachdem Rudolphe Salis die Conférence als überleitendes Element ins Kabarett eingebracht hatte und Ernst von Wolzogen sie dort zur selbständigen Nummer weiterentwickelt hatte, wurde sie durch Werner Finck zur eigenständigen Kabarettform. Und das hatte Folgen für das deutschsprachige politisch-satirische Kabarett bis in unsere Tage. Noch heute ist die Conférence die beweglichste und operativste Art kabarettistischer Praxis. Angefangen muß das alles mit der für ihn typischen Zerfahrenheit haben. Schon in der Schule war sie ein Thema. Wegen ihr wurde seine Versetzung in Frage gestellt. »Ich bin meiner Zerfahrenheit später Herr geworden, indem ich ein Stil daraus machte«, sagte Finck. Aus dieser Eigenart entwickelte er die berühmten halben Sätze, die ihm unter den Augen und Ohren der Nazis mehr als einmal das Leben gerettet haben. Zunächst war Finck kein politischer Mensch. Er wurde zum politischen Kabarettisten wider Willen und steigerte sich als liberaler Bürger und notorischer Zivilist an seinen Gegnern, den Nazis. Sein Ausspruch »Ich war gar nicht gegen die Nazis, die Nazis waren nur gegen mich«, ist ebenso fragwürdig wie in diesem Punkte aufschlußreich. Ernst Busch und Hanns Eisler war die von Finck geleitete Katakombe für die bewegten Zeiten am Ende der

FINCK,



Manfred Stephan (links) und Hans-Jürgen Silbermann

Weimarer Republik zu unpolitisch. Deshalb kündigten sie auch ihre Mitarbeit auf. Doch dem braunen Ordnungssinn war diese Kabarettform schon zuwider. Das Schlimmste war dabei die Heiterkeit, mit der Finck seinen Spott leicht und scheinbar unkonzentriert betrieb. Das war die wunde Stelle. Dadurch wurden die gerne großen Nazis klein und auch besiegt gemacht.

Die Verwickeltheit von Werk und Wesen dieses Kabarettisten in einem einstündigen Programm lebendig werden zu lassen, ist kein einfaches Unterfangen. Daß die Pfeffermüller Mühen und Risiken nicht scheuten, ehrt sie. Gefallen hat mir, daß sie gar nicht erst versuchten, den Meister zu imitieren. Einem Vergleich hätten Manfred Stephan und Hans-Jürgen Silbermann nicht standhalten können. Dennoch bin ich am Ende unbefriedigt aus dem Pfeffermühlen-Club gegangen. Es ist alles zu ernst und zu feierlich. Vor lauter Ehrung vergißt man die provokante Heiterkeit, die Leichtigkeit mit der Finck die eigentlich er-

drückenden Themen behandelte. Man bittet fast um Verständnis für einen Mann, der doch Faszination hatte. Natürlich leuchtete diese in den Texten auf. Nur eben zu schwer und zu nachdenklich. So bekommt der Abend die besinnliche Atmosphäre von Gedenkfeiern. Wer Werner Finck nicht kennt, wird ihn über dieses Programm nur als Texter und Dichter kennenlernen. Mit Texten, Episoden und Liedern wird sein Lebenslauf nachgezeichnet. Sehr originell ist das nicht. Dabei klammert man sich an die Chronologie und vergißt, Schwerpunkte zu setzen. Sicher ist der Werdegang Fincks direkt mit seinem Schaffensprozeß verbunden. Doch der Weg vom Brettkünstler mit rechtem Herzen und linkem Hirn über den seitlängerischen Conférencier bis hin zum memorierenden Humoristen bleibt undeutlich. Das aber gerade ist das aufregend Menschliche an Werner Finck. Als es dann an die Zeit der Katakombe ging, gerät der Meister gefährlich in den Hintergrund. Da geht es plötzlich nur noch um Tucholsky, Busch und

Eisler. Man kommt vom Thema ab – ein Loch entsteht. Mit dem Lied »Es weht ein frischer Wind, zwei, drei« aus dem Jahre 1933 findet die Hommage ihr freundliches Ende. Dieses Kampflied für den Humor ist ein würdiger Abschluß. Werner Finck hat es nicht verdient, vergessen zu werden, und deshalb sei der Leipziger Pfeffermühle gedankt. Dramaturgin Edine Zippel hat durch ihre Textauswahl versucht, Finck von möglichst vielen Seiten zu zeigen. Dieter Bellmann vom Leipziger Theater hatte die Regie übernommen. Er löste die Texte szenisch auf, daß zwischen Stephan und Silvermann ein Gespräch entstand – eine Doppelconférence jedoch wurde es nicht. Mit Taschen, Perücken, Mützen und anderem Kleinkram versuchte er das Publikum zu erheitern. Das gelang auch, nur lachten die Besucher nicht mehr über Finck, sondern über den Anputz der beiden Aktiven. Das hätten die schlitzohrigen Texte nicht nötig gehabt. Die beiden Pfeffermüller sprechen die Texte genau und lassen die Pointen wirken. Genau das aber war die Art Werner Fincks nicht. Das zeigen Originalaufnahmen. Er setzte Pointen, als wären sie ihm in seiner Zerfahrenheit unterlaufen. Wie peinliche Situationen versuchte er sie schnell zu vertuschen, über sie hinwegzugehen. Die in dieser Hommage angeschlagene Besinnlichkeit trifft sein Wesen wenig. So wird das Publikum lediglich mit einer Legende des deutschsprachigen Kabarett bekannt gemacht. Vielleicht hatte man mehr auch nicht vor.

HARALD PFEIFER
FOTO: GRABITZSCH

BESINNLICH

NASE-WEISHEITEN

*Cabaret intim –
eine neue
Mittzwanzigerreihe
im Jugendtreff
des PdR*

Immer wieder gibt es Versuche, Cabaret-Traditionen zu beleben.

Für eine der seltenen Sternstunden sorgten die Schauspieler Pierre Bliß (Staatstheater Dresden), Matthias Freihof (Kleist-Theater Frankfurt/Oder), Dietmar Burkhard (Volksbühne Berlin), Pianist Thomas Pester und Programmredakteur Günter Strohbach im Jugendtreff des PdR.

Programme für 20- bis 30jährige zu entwickeln, ist eine lohnende Aufgabe, der sich die Mitarbeiter des Jugendtreffs gestellt haben. Mit welchen Vorstellungen, Ansprüchen, Interessen geht diese Zielgruppe in eine sogenannte gestaltete Diskothek? Die Nase-Weisheiten lieferten den Beweis, daß ein inhaltlich anspruchsvolles, musikalisch für diese Altersgruppe relativ untypisches Programm angenommen wird. Sicherlich auch, weil die agierenden Schauspieler im gleichen Alter wie der Großteil ihres Publikums sind. Wobei es an diesen Abenden auch einige Gäste um die Fünzig in die sonstige Jugenddisco zog. Die Nase-Weisheiten sind eine gelungene Mischung verschiedener Stilarten und künstlerischen Formen von Clownerie, Parodie, Travestie, Satire. Dabei wird gespielt, moderiert, gesungen und getanzt. Komisches wechselt mit Ernsthaftem, dann wieder deftige Kneipensprüche – und das alles Schlag auf Schlag mit ungeheurem Tempo, Esprit und Charme.

Das Entree verarbeitet »Wellcome to the Cabaret« von John Kander, verschiedene Gershwin Erfolgsschlager (»Strike up the band«, »I got rhythm«), deutsche Schlager wie Eduard Künnekes »Glückliche Reise«, Jean Gilberts

»Honolulu« sowie Georg Kreislers Satire auf den »Politiker« zu einem Querschnitt musikalischer Varianten, deren Grundlagen in der amerikanischen und deutschen Cabaret-Geschichte zu finden sind. Singend und steppend, mit ständig wechselnden Kostümen und Requisiten liefern sich die drei Akteure Stichworte, die sich aus Liedtexten ergeben, reißen Gedanken und Bezüglichkeiten an, um sofort wieder im Thema fortzufahren. Schon dabei geschieht nichts pur oder zufällig, bringen die Akteure ihre eigene Meinung und Beziehung zur Musik ein, wird Zeitbezug sichtbar. Als hinreißende Clowns greifen sie einen Sketch von Peter Ensikat auf, mischen diesen mit aktuell-politischem Zeitgeschehen und lockeren Sprüchen, immer in ihrer Rolle bemüht, einander beim Publikum auszusteichen, noch einen draufzusetzen, was schließlich in Eichendorff/Webers »Die Gedanken sind frei« sehr treffend mündet.

In der notwendigen Umzugspause agiert dann gar Thomas Pester als singender Kellner eines »gewissen, etwas anrühigen Etablissements«. Ausgezeichnete Gestaltungsfähigkeit und gutes Beobachtungsvermögen beweist Matthias Freihof in seiner Parodie über das Volkslied »Ich ging einmal spazieren« als volkstümelnder Solist einer bekannten Fernsehsendung, als ernster Mime im Liederabend des Schauspielhauses, Rocker, melancholischer Liedermacher oder feuriger Flamencosänger. Lust am Spiel und an der Verkleidung sind bei Dietmar Burkhard und Pierre Bliß im Duett um den »Theaterkater Gus« aus Andrew Lloyd Webbers Musical

»Cats« zu spüren. Apropos Verkleidung. Wenn man in dem rundherum stimmigen Programm überhaupt etwas besonders herausstellen sollte, dann die Travestie-Nummern. Da werden Anklänge an Zarah Leander oder Marlene Dietrich mit soviel Leichtigkeit, Witz und Doppelbödigkeit verpackt, daß herzhaft gelacht werden konnte. Insbesondere bei Dietmar Burkhard's Interpretation von Brecht/Weills »Lied von der sexuellen Hörigkeit« – mal nicht als betörender Vamp, sondern als strenge verbiesterte Gouvernante – erschließen sich völlig neue Eindrücke. Aber der Bruch in die Ernsthaftigkeit und Gegenwart folgt sofort in Matthias Freihofs Moderation zum Thema Rentner. Travestie einmal anders – zynisch, konkret, betroffen machend. Es bleibt ein un gutes Gefühl zurück, das die Zuschauer zu eigener Stellungnahme zwingt. »There's a place of us« – irgendwo gehören wir auch hin, werden wir gebraucht – ist ein sehr eigenes vierstimmiges Fazit aller Beteiligten. Verbunden mit Robert Longs Wunsch »Tolerant« zu sein, gleicht es einer Aufforderung, sich diesem künstlerischen Angebot zu stellen. Daß viele Veranstalter das Angebot annehmen, wäre den Künstlern nur zu wünschen. Hier hat sich die fehlende Regiehand als etwas Günstiges erwiesen, beweisen die Akteure, daß sie ein sicheres Gefühl für frisches, temporeiches, pointiertes Spiel haben, bietet sich vielleicht eine Möglichkeit, jungen vielseitigen Schauspielern die Chance zur Entwicklung in Richtung Entertainer einzuräumen.

U. HOFMANN
FOTOS: PdR/BARK



Pierre Blib



Matthias Freihof



Dietmar Burkhard

ALPENLÄNDISCHER

OTTO GRÜNMANDL IM ACADEMIXER-KELLER ■

Man hätte eigentlich mitschreiben müssen. Allein schon die Erscheinung von Otto Grünmandl hätte es geboten: Ein moderater älterer Herr zwischen Wandtafel und Leseputz, der selbstgefällig referierend keine Gelegenheit ausließ, mit altväterlicher Schrulligkeit sein Publikum spüren zu lassen, daß es gelinde gesagt uninformatiert ist. Hätte ich einen Stift und ein Blatt zur Hand gehabt, es wäre mir kein Wort durch die Lappen gegangen. Ich hätte nun lückenlos berichten können über die Berechnung des Begrüßungsgewichtes, über die Arbeit der Alpenländischen Autoverwertungsgesellschaft, das Autostabil und die geniale Erfindung des Einmann-Stammtisches. Ich fühlte mich wie ein Student, der sein Schreibzeug vergessen hat. Beim Versuch, mir die vielen wichtigen Einzelheiten zu merken, resignierte ich irgendwann, es kann auch sein, daß ich zwischendurch vor Erschöpfung eingeschlafen bin. Langsam kletterte mein Blick das Brettl herunter, zwängte sich durch die Zuschauerreihen, ein Leipziger Liedermacher lachte amüsiert (vielleicht erinnerte er sich seiner Schulzeit), eine Dame mit fast aristokratischer Sitzhaltung konzentrierte sich sichtbar auf große Kunst... ich hatte den Faden verloren. Ein Teil des Programms war für mich unwiederbringlich – wie die Pocken oder der Dinosaurier, nach den Abhandlungen des Österreichers, für die Welt. Nun also, ohne Notizen, muß ich mich mit einem größeren Raster der Berichterstattung begnügen. Rein von der Form her war Grünmandl eher füllig. Sein Programm sogar so sehr, daß es gelegentlich in den Nähten krachte. Die Legitimation dafür war sein weißer Lehrerkittel. Damit darf man alles, denn der Schülerreflex setzt sofort ein und funktioniert selbst noch bei Besuchern im gereiften Alter. Man hält einfach still und lernt dazu. Das ist gleichzeitig eines der Programmprinzipien. Das Publikum merkt, wie es eine folgsame Rolle verpaßt bekommt und läßt dies lachend geschehen. Es ist ein Spiel, bei dem kaum etwas dazwischen kommen kann, denn diskutiert wird danach. Erst dann wird man sich entrüsten, Meinungen geigen, und die gingen an diesen beiden Abenden in Leipzig weit auseinander. Der Humor folgte streng dem Leitsatz: »Weniger ist mehr – nichts ist alles«. Der Kabarettist trieb Blödsinn mit wissenschaftlicher Akribie. Die Machart war schnell durchschaut. In dozierender Oberlehrermanier wird

blindwütige Fortschrittsgläubigkeit ins Absurde geführt. Langeweile spielte dabei eine wichtige Rolle. Sie verspottet kurzsichtige Wissenschaftlichkeit und provoziert das Publikum, das auf Pointenjagd ist. Im Sinne der Unterhaltung grenzt diese Kabarettform an Publikumsbeschimpfung, und nur derjenige, der das als Programmprinzip akzeptiert, wird sich für diesen alpenländischen Humor erwärmen können. Ich habe es nicht immer geschafft. Die schrullige Verstiegtheit hat mich nicht so gefesselt, daß ich die gewollten Längen nicht streckenweise als Zumutung empfunden hätte. Es ist schon eine Kunst, einen knapp einstündigen Vortrag über den Einmann-Stammtisch durchzuhalten, auf immer neue Erweiterungsmöglichkeiten zu stoßen, durch die aus dem Ort der Geselligkeit und des Gemeinsinns eine Stätte der Isolierung und der Aggression wird, ohne jedoch das »Stammtischgefühl« vermischen zu lassen. Daß die letzten Erweiterungen geradezu militanten Charakter tragen, ist nicht nur eingefangene Kneipenstimmung, das hat gleichnishafte Charakter im größeren Maße. Das ist Umgang der Systeme vielleicht sogar. Dieses Solo stammt aus dem Jahr 1974 und dürfte für die weitergreifende Wirkung jetzt schon etwas abgestanden sein. Was die Fortschrittsgläubigkeit betrifft, sind die Themen langlebiger. So beispielsweise die Autoverwertungsgesellschaft, die sich mit Mitteln und Wegen befaßt, das Konsumgut Auto dem recht baldigen Verschleiß zu überführen... Die moderne Welt treibt ihre Blüten, Herr Grünmandl zieht sie nach Kräften, um sie dann aufgeblüht vor seinem Publikum zu zerpfücken. Daß dieser alpenländische Humor in der satirischen Tieflandsbuch Leipzig auf geteilte Meinungen stieß, ist nicht verwunderlich. Die Kabarettpraxis in unserem Lande ist anders. Nicht so alpenhoch, eher flachländisch und bodennah. Der Boden der Tatsachen ist das Terrain, auf dem satirischer Ertrag eingebracht wird. Überhaupt kann man hierzulande mit Satire mehr anfangen als mit Humor. Damit fehlen natürlich dem Publikum auch Erfahrungen mit solch einer Kabarettform. Es sieht streng nach Sinn und Hintersinn und hat damit schon mißverstanden. So gesehen war das Gastspiel von Otto Grünmandl für uns ein etwas verwirrendes Kennenlernen.

HARALD PFEIFER

H U M O R



THE SHOW MUST GO ON

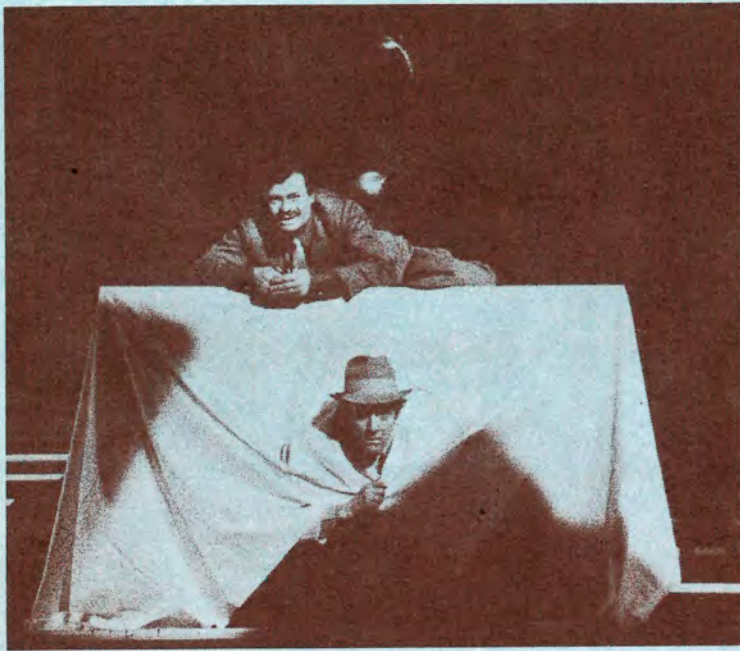
»NINA, NINA, TAM KARTINA« VON WERNER BUHSS AM LANDESTHEATER ALTENBURG ■

Nach der Dresdener Uraufführung sorgte Gert Hof für die zweite Inszenierung dieses inzwischen schon neun Jahre alten Stückes. Dessen Fabel ist schnell erzählt: Ein großes Werk soll in einer Bucht er-

richtet werden, deren landschaftliche Schönheit eigentlich dagegen spricht. Ein Gemälde von diesem noch unberührten Ort taucht auf und verschärft den Widerspruch gegen das Bauvorhaben. Die Verantwortlichen aber haben schon entschieden. Nun geraten sie in arge Not, werden erneut vor die Entscheidung gestellt und verfitzen sich schließlich im Hin und Her beim Suchen nach Fortschritt. – Regisseur Gert Hof fand zu diesem Stoff einen lockeren und freien Zugriff. Er schuf sich ein offenes Ende: interessant war für ihn nicht, was da passiert, sondern wie es passiert. Hof ist dafür bekannt, daß er sich zur Rockmusik ebenso hingezogen fühlt wie zum Theater. Bei seinen Arbeiten durchdringen sich diese Leidenschaften. Die Puristen rümpfen die Nase: Ist das noch Theater? Ist das noch Show? Leicht macht er es damit seinen Theaterbesuchern nicht. Die Meinungen gehen folglich auseinander. Eines aber

verbindet alle seine Arbeiten: Nebel allerorten. Das ist das Medium, in dem das Licht erst richtig zur Geltung kommt, sagt er. Seine Figurenführung ist scheinbar kapriziös und voller Showmanieren. Wenn man sich aber dieser Art Willkür hingibt, ist man noch nicht am Ziel. Das ist nur die Haut, unter der das eigentliche Spiel abläuft. So bitter und so verzweifelt es darunter auch aussehen mag, smiling faces – the show must go on. Es kommt eine eigenartige doppelte Buchführung zum Vorschein. Ist das Krankheit oder Betrug? Der Zuschauer wird gefordert.

So auch in dieser Inszenierung. Es ist ein widerborstiges Spiel. Die Volksvertreter sind pastellfarben gekleidet. Jeder prunkt mit seinem individuellen Farbton, der selbst die Gesichter überzieht. Man mutmaßt, in eine Revue geraten zu sein. Tänzeln, fast ballettöse Schritte, kitschige Späße und funkelnde Buntheit. Die große Showtreppe mitten auf der Bühne unter-



stützt diesen Eindruck noch. Auf ihr läuft das Rauf und Runter, Hin und Her ab: Der Stadtrat tagt, der Bürgermeister beim Chef in der Hauptstadt, die Volksvertreter beim agitierenden Gespräch mit dem Volk... Die Auseinandersetzung um Gedeih oder Verderb der Bucht spitzt sich zu. Die Situation wird immer vertrackter. Die bonbonfarbenen Herren versuchen sich jedoch mit übertrieben zur Schau gestellter Nonchalance und kitschiger Unbekümmertheit aus der Affäre zu ziehen. Sie wissen, daß sie beobachtet werden. Das Publikum spielt förmlich mit. Lächelnd winken sie in die Reihen: Ist doch alles im Lot, was ihr nur habt. The show must go on. Es entwickelt sich eine Narrenposse. Die überzeichneten Figuren werden zu Karikaturen, die abwarten und ihren Posten absichern. Durch die blaßfarbene Buntheit, den Kitsch und das clowneske Spiel bekommt die Szenerie einen aggressiven Unterton, der im Verlauf des Abends immer unheimlicher wirkt. Der Zuschauer ist nie ganz sicher, wird er oder der Nachbar da hinter vorgehaltener Hand verspottet, oder gar ein Ab-

wesender? Das Stück ist unübersehbar gegen das Publikum inszeniert. Es wird gefordert und gefoppt. Bei der Premiere erschien mir manches zu lang geraten. Die Form gewann zeitweise gegen den Inhalt die Oberhand. Dies rechtfertigt zwar die Lesart des Stückes, der Zuschauer aber muß alles aushalten. Schwerpunkt dieser Inszenierung ist die Szene »Am Samowar«. Sie hebt sich vom allgemeinen Spiel ab. Plötzlich wird es totenstill. Junge Leute, die das Bauvorhaben verhindern wollen, haben eine Leitfigur gefunden. Sie ist Poliwanow, ehemaliger Offizier und Bürgermeister. Leichenblaß geschminkt, erscheint er, von Wolf Sabo beeindruckend gespielt, als lebender Mahner aus der Vergangenheit. Besonderes Vertrauen gewinnt er dadurch, daß er das Spiel um Macht und Eigennutz sicher durchschaut. Als sich aber herausstellt, daß er als Bürgermeister zu Stalins Zeiten selbst große Schuld auf sich geladen hat und dadurch sein Amt verlor, wenden sich die jungen Umweltschützer verwirrt von ihm ab. Schuld steht zwar gegen Schuld; aber da hebt

sich nichts auf. Auf diese Weise so arg hinters Licht geführt, flüchtet jeder in seine individuellen Standpunkte. Diese Szene hat dadurch so großes Gewicht, weil hier keine Polarisierung stattfindet. Gut und schlecht oder richtig und falsch durchdringen sich. So einfach ist es nicht – jeder trägt die Verantwortung für sein Tun und Lassen selbst. Nach dieser Unterbrechung geht das clowneske Spiel unvermindert weiter. Der Entscheidungsspielraum wird immer knapper, die einen fordern, die getroffene Entscheidung zu revidieren, die anderen bestehen darauf, daß die getroffene Entscheidung getragen werden muß – die Kommunalverwaltung scheint gelähmt zu sein. Als zum Schluß alle ihre Schußwaffen gegen sich verwenden, ist alles nur Fasching. Natürlich stehen sie wieder auf. Da ist noch ein Problem zu klären, vorher gibts noch ein großartiges Finale, Rainer Kirchmann schmettert mit heldenhaftem Tenor »Nina, Nina, tam kartina«, die Mimen stimmen ein und wenn ich mich recht entsinne, klatscht der Saal mit. Der Abend findet einen verschönlischen Abschluß, obwohl die Geschichte noch nicht ganz zu Ende erzählt ist. Sie wird nun unter Ausschluß der Öffentlichkeit beendet werden müssen. Der Applaus war überaus herzlich. Daß ich hier niemand hervorhebe, liegt an der geschlossenen Ensembleleistung. Das bezieht sich nicht nur auf die Mimen – auch auf die Ausstattung. Erwin Bodes Bühnenbild bedient konsequent den Showcharakter der Inszenierung und schafft damit einen interessanten, doppeldeutigen Bühnenraum. Die Buntheit der Kostüme von Aelrun Goette unterstützen schreiend das verstiegene Spiel, und die Musik von Rainer Kirchmann (PANKOW) war rockig und knapp. Sie untermalte, leitete über oder schuf Atmosphäre. Im ganzen ein guter Abend.

HARALDPFEIFER
FOTOS: DETTLOFF

Ein Satiriker...?
Soll reinkommen,
aber zeigt ihm
vorher die Löwen!



BECK

TV

SPRUNGBRETT

Moderation: Carmen Nebel

Redaktion: Thies Engelmann

Regie: Joachim Jäckel

Hartmut Schulze-Gerlach hat sich als Gastgeber für Junge Talente vom Adlershofer Unterhaltungsfernsehen verabschiedet. Das dürften viele bedauert haben. Er hat seine Sache recht gut gemacht (siehe Uk 11/1988). Im Nachhinein erscheint sie fast noch gelungener. Carmen Nebel, seiner Nachfolgerin, gab er auf die Frage, wie sie es machen sollte, mit auf den Weg, es besser zu machen. Das wollte sie sicherlich, schaffte es in ihrem ersten »Sprungbrett«, dem nunmehr 34., aber noch nicht. Ein Moderatorentausch ist eben nicht nur ein Personentausch, sondern verlangt einen neuen persönlichen Zuschnitt des Ganzen. Dafür kam von der Redaktion wie wohl auch von der neuen Moderatorin selbst zu wenig. Letztere erschien in Garderobe und stöckelte endlose Wege allein oder mit ihren Gästen ab. Sie wirkte nicht nur neu, sondern auch irgendwie fremd in dieser Umgebung. Da sie Schulze-Gerlachs Spuren direkt folgt, muß sie sich gefallen lassen, an ihm gemessen zu werden. Ich bezweifle, offen gesagt, daß sie jemals dessen kameradschaftliche Kollegialität und freundliche Lockerheit erreichen wird – das vielleicht auch nicht muß, könnte sie sich auf Eigenes besinnen und ihren Rahmen finden. ■ Das Schauorchester Ungelenk eröffnete als da capo einer vergangenen Sendung in bekannter, von mir fast befürchteter Weise den Reigen der illustren Beiträge. Seine melkschemelnden Schlaf-Anzüglichkeiten waren seinerzeit ein neuer lustiger Punkt in unserer Unterhaltungslandschaft. Aber diese schreiende Lustigkeit läßt ja nicht nach. Das Publikum wird naßforsch zum Klatsch-mit genötigt. Und wer will

schon als prüder Stimmungsmuffel gelten, wenn ihr zu enger Pulli plötzlich PENG macht und . . . Nur beim »Kopfkreisen für Intellektuelle« versagte ein Teil des Publikums. Klamauk um jeden Preis ist noch keine Unterhaltung. ■ Joana hatte »Lust auf mehr« nach Musik von Michael Schneider und einem Text von Jürgen Eger. Lust auf mehr setzt mindestens die Lust auf etwas voraus. Doch davon war nicht viel zu erkennen. Die Musik verschmalzte die Aussagen, und diese kamen als schöne Gemeinplätze. Ein normaler Schlager. ■ Das Tanztrio Label versuchte in einer Choreographie von Volker Tietböhl, Lisa Dalbellos Aufforderung »Let's Tango« nachzukommen. Ein Tango zu dritt ist sicher nicht ohne. Aber wahrscheinlich hatte man sich vorher gütlich geeinigt, denn man tanzte nicht aus dem Rahmen und oft über Dalbellos ekstatische Steigerungen hinweg. Schade. ■ Danach kam der fast traditionelle Sprung ins »klassische Ernste«. Mit Annette Gerhardt ging's nach musikalischen Einfällen von Puccini per Video in griechisch-römische Pappurinen. Solche klassischen Einschübe wirken im »Sprungbrett« wie fremde Versatzstücke. Vielleicht brauchen die »Klassischen« ein eigenes »Sprungbrett«? ■ Die Drei (komische Travestie) kamen zunächst zu zweit: als die Monroe und die Dietrich. Vom Band kam das übliche und die Herren boten selbiges recht ordentlich, aber: das ist eben nicht mehr neu. Interessanter dagegen ihr späterer Auftritt als Al Bano & Romina Power mit Verwandlung des ersteren in letztere und umgekehrt. Da in unserem Lande internationale Stars, gar wenn sie uns mal besuchten, offensichtlich länger als anderswo im Gedächtnis bleiben, dürfte diese Nummer noch einige Zukunft haben. Aber was dann? Hoffentlich keine weiteren Can-Can-Katastrophen. ■ Das »Sprungbrett« hatte weitere drei Herren zu bieten: Hinter Glas. Der Name deshalb, weil sie oft hin-

ter der Studioscheibe musizieren (ihr jüngstes Produkt – eine Musik für den »Sandmann«). Von ihrem recht ambitionierten Titel klingt mir noch die suggestive Zeile in den Ohren: »Heul nicht rum, jetzt wirst du Papa«. Iris Hesse wird wohl wissen, wen sie betextete. Die Komposition und Interpretation besorgte Peter Falkenhagen weniger hausbacken. Besonders sein Abgang mit einem Salto rückwärts aus dem Stand war Klasse. Der Leistungssport lohnt sich also doch. Dem Stephan Eberhardt kann man nur zu seinem Freund, dem Elch, dessen Name irgendwie nach Muppets klingt und fröhliche Erinnerungen weckt, beglückwünschen, weniger zu seinem Versuch, denselben nach Ideen von Peter Wolf zu besingen. Er warnte seine Fans davor, daß er auch mal etwas anderes versuchen könnte. Nur Mut. Dann kam der Geheimtip aus Übelroda: Marina Heß – Siegerin beim jüngsten »Goldenen Rathausmann« und Objekt allseitiger Förderung und Beratung. Manfred Kraus' Musik schien ihr mehr zu entsprechen als der Text von Dieter Schneider, der schlagerte zu sehr. Ihre herrlich ungeschulte Stimme hatte noch etwas von dem, das uns die große Janis Joplin als Gefühl jener Jahre hinterließ, in denen neue Klassiker geboren wurden. Sie will sich ihre Stimme nicht gerademachen lassen. Recht so. ■ Stargast Wolfgang Ziegler sollte drei Minuten lang durch die Noch-nicht-Stargäste ins Kreuzverhör genommen werden. Oh, bleierne Zeit! Der Gast mühte sich redlich, aber es plätscherte so dahin, und schließlich entließ Frau Nebel ihre braven, zum Schluß fraglosen »Schüler« und sich aus der Peinlichkeit. Ziegler sang dann: »»Fall in Love«, doch fall nicht hin«. Doch niemand (auch nicht von der begleitenden Modekommode) fiel, weder hin noch auf. Diese Verslein sind auf dem Holzweg und kein Ausweg für den Nachwuchs. Musikalisch hat Ziegler nun sein Hinterland gefunden. ■ Die durch die nette Mo-

deratorin servierten Kurzbiographien erwiesen sich als informativ und nützlich. Die Gespräche wurden artig geführt und durch Wohlwollismen (Stengel) verwässert. »Sprungbrett« steht ab sofort allen offen, die glauben, irgend etwas Besonderes zu können. Damit dürfte sich das Profil des Unternehmens ändern. Warten wir's ab.

GERTRUD LENNIG

RADIO

Es ist schon eine eigenartige Situation, wenn man als Leipziger Rezensent die Liederszene der eigenen Stadt vorgeführt bekommt. Ich jedenfalls war gespannt, man könnte fast sagen »auf dem Sprung« zu widersprechen, zu ergänzen oder zu unterstreichen. Aber das geht ja nicht. Es ist keine Gelegenheit, sich einzumischen. Im Sender läuft ein Tonband ab, und das Radio zu Hause empfängt:

SONGS – LEIPZIGER SZENE VOM JUGENDRADIO DT 64

Ich sitze und höre und halte die Klappe, füge mich also in die Rolle des Hörers als Punkt für die Einschaltquote, über die man ja nicht viel erfährt. ■ Von weitem gesehen sind Leipzig, Lied und Kurt Demmler kaum zu trennen. So muß es hier vor vielen, vielen Jahren angefangen haben. Auch jene Ausgabe von SONGS fing so an. Ist ja richtig. Er ist der Leipziger mit großem Verdienst. Daß er nun gleich dreimal in dieser einen Stunde über den Sender läuft, wird seiner Bedeutung eher gerecht als der Leipziger Liederszene. Die aber war das Thema. Nun ist der Begriff »Szene« eng mit Aktualität, mit Zeitnerv und Bewegung verbunden. Und in diesem Punkt steht der Ex-Leipziger Wolfgang Leyn als Redakteur etwas auf verlorenem Posten. Von

den rund 30 Profis und etwa 50 Amateuren, die sich in Leipzig dem Lied verschrieben haben, standen nur sehr wenige Aufnahmen und Mitschnitte zur Verfügung. Die klingenden Belegstücke für die Leipziger Szene waren alte Bekannte. Das war die Szene vor mehr als drei Jahren. Dabei waren sie noch all zu brav, diese Lieder. Hier möchte ich widersprechen. Ganz so sächsisch gemütlich und harmlos sind die Lieder in dieser Stadt nicht. Ob nun Ines Krautwurst oder Maie Nowak, ob Heinz-Martin Benecke, Grütz/Schmidt, Duo Sonnenschirm oder Ko und Co – von allen gibt es wichtigere Lieder. Altgewohnte Medienbravheit wird spürbar. Dieses Schlaglicht auf das Leipziger Lied beleuchtet eigentlich mehr den Umgang des Mediums Radio mit einem Genre. Vorsichtig, glättend und all zu offiziell. Solche Auswahlprinzipien wirken auf mich etwas mädchenhaft. Das Lied muß auch streitbar sein. Die Auseinandersetzung braucht das Lied ebenso wie die Gesellschaft. Nun soll dieser Einwand nicht nur den Redakteur dieser Sendung treffen. Er ist als interessierter Beobachter einfach nur auf all zu karges Material gestoßen. Dennoch hätte er sich unter diesen Bedingungen mit dem Bandgerät in die Szene begeben müssen. Gelegenheit wäre gewesen – zur 4. Stadt- und Kreiswerkstatt der Liedermacher/Chansoninterpreten. Sicher hätte er da nicht nur Kunstfertiges angetroffen. Aber all zu fertig sollte ein Lied ohnehin nicht sein – besonders wenn man eine Szene beleuchten will. Da geht es um Entwicklungen, Tendenzen, um die Größe von morgen. So jedenfalls hätte man aktuell sein können und hätte nicht zu verschiedenen Verlegenheitslösungen greifen müssen. Beispielsweise die Herzbuben, ein wirklich gutes Gesangsquartett, haben mit Leipziger Liedgut nicht so sehr viel zu tun. ■ So distanziert wollte Wolfgang Leyn aber die Szene, zu der er vor Jahren selbst noch gehörte,

nicht beschreiben. Ihm ging es schon um Aktualität. Deshalb wendete er sich mit Fragen an Odwin Quast – ein Mann der Szene, fast schon 20 Jahre mit ihr verwachsen. Das war ein geschickter Zug. Man kann fragen, bekommt Antworten aus erster Hand und erspart sich selbst die Recherche mit all ihren Risiken. Was da in dieser einen Stunde alles zur Sprache kam, umriß den Gegenstand der Sendung recht genau. Die Themen reichten von der Förderung über die verschiedenen Auftrittsmöglichkeiten bis hin zu den verschiedenen Spielarten der Lieder. Nach allem könnte man fast den Eindruck gewinnen, daß sich in Leipzig die Förderer die Talente aus der Hand reißen. So ganz falsch ist das nicht. Es gibt kaum eine Randerscheinung oder eine Mischform des Liedes, die nicht beratend unterstützt würden. Texte werden bezahlt, Programme geformt und auf die Bühne gebracht, Musiktheorie wird verabreicht, Arrangements werden besprochen. Umfassender geht es kaum, und das hat Folgen. Die für Leipzig fast sprichwörtliche breitgefächerte Liedermacherszene. Etwas anderes hat die großzügige Förderung in Leipzig auch nach sich gezogen. Manchmal fehlt mir in diesen Liedern etwas Straßentaub, etwas innere Härte. Das ist doch keine Straßenmusik, wird man mir entgegenhalten. Warum eigentlich nicht? Das würde die »große Kunst« aus manchem Lied ziehen. Odwin Quast sagt ja, es würde in Leipzig Straßenmusik immer mehr geben – zu den Messen, Markttagen und auch sonst so . . . Ich habe dabei nie so richtig das Gefühl verloren, daß es seine Bedeutung hat, wenn man ihr begegnet und ebenso seine Bedeutung hat, wenn man ihr nicht begegnet. Eines steht aber fest: Es würde der Leipziger Szene nützen, wenn sich das Verhältnis der Stadtväter zur Straßenmusik etwas entkrampfen würde. Es ist also alles im Lot. Es gibt viele Veranstalter, die sich dem Lied geöff-

net haben. Manches jedoch ist in der letzten Zeit weggefallen, Wolfgang Leyn bringt es zur Sprache: die Liederaue, auch Großveranstaltungen in der Kongreßhalle, vergessen hat er das Lieder-Café, für das man in der Leipziger Innenstadt keine geeignete Spielstätte finden kann. Die Zusammenarbeit mit dem Haus der Lehrer fand vor einem halben Jahr ein striktes Ende – eine schlechte Reaktion auf ein schlechtes Programm. Aber ich will nicht ergänzen und damit den Anschein erwecken, daß der Macher dieser SONGS-Ausgabe sein Thema nicht geschafft hat. Man merkt ihm an, daß er der Stadt und seiner Szene gewogen ist; was will man mehr. Ich habe mich gefreut und sicher die Leipziger Szene auch.

H A R A L D P F E I F E R

LP REZENSION

FRANK SCHÖBEL – »WIR BRAUCHEN KEINE LÜGEN MEHR«

Zunächst gehört ihm, Frank Schöbel, meine Bewunderung und Achtung dafür, daß er noch immer auf der Szene ist. Und er ist nicht einfach nur dabei, er bestimmt die Qualitätsmarken dieser nationalen Szene seit Jahrzehnten wesentlich mit, wenn auch völlig unspektakulär. Schöbel hat sich aktuellen Musiktrends und Soundmustern immer anpassen können, verlor dabei aber nie sein Gesicht. Er ist noch immer der sympathische Kumpel von gegenüber, nur halt nicht Maler oder Taxifahrer, sondern Schlagersänger. Das Schlüsselwort für diese Beständigkeit ist Professionalität. Frank Schöbel hat offenbar für sich nie die Notwendigkeit gesehen, über Nacht den Überhit zu landen und sich damit selbst in einen zermürbenden »Nachschubzwang« zu brin-



gen, der nicht selten ebenso schnell das Aus wie kurzlebigen Erfolg bringt. Schöbel läßt sich nicht hochjubeln, er steht souverän über den Dingen. Das beweist er auch wieder mit seiner jüngsten LP. Ich habe die Platten unter seinem Namen nicht gezählt, ich kenne auch nicht alle. Ich habe sie sporadisch gehört, war gelegentlich in einer Schöbel-Show und kenne die eine oder andere Schöbel-Haltung zur Verantwortung eines Künstlers gegenüber dem Publikum. Schöbel kennt sein Publikum sehr genau und wird seiner Verantwortung gegenüber dieser Zielgruppe allemal gerecht. ■ Schon Anfang der 70er Jahre war es Frank Schöbel, der mit dem Song »Wie ein Stern« nicht nur hierzulande einen Riesenhit hatte, sondern auch in den BRD-Charts gute Plätze belegte. Ein Anfang. Die Entwicklung ging weiter, und Ende der 80er Jahre scheint es zur begrüßenswerten Normalität zu werden, daß ganze LP-Projekte in internationaler Partnerschaft realisiert werden: Silly, City, Puhdys . . . und jetzt Frank Schöbel. »Wir brauchen keine Lügen mehr« entstand im Studio des BRD-Altrockers Drafi Deutscher. Nicht nur, daß die dortige Technik genutzt wurde, man hatte mit René Deutscher und Drafi Deutscher jr. gleich noch studioansässige Komponisten bzw. Arrangeure zur Seite. Und nun vermute ich mal, daß so ganz zufällig auch der Texter Bernd Meinunger zu diesem Team gehört und natürlich

auch schon fertige Texte in der Schublade hatte. Ganz zufällig. Vielleicht war es auch ganz anders. Egal. Jedenfalls wurden sieben der elf Songs von Meinunger betextet, einen Text schrieb René Deutscher, einen Frank Schöbel allein und zwei zusammen mit René Deutscher bzw. Peter Lorenz. Bei den Kompositionen verteilen sich die Rechte wie folgt: Frank Schöbel (6), Rainer Oleak (2), David Barreto (2), René Deutscher (1). Und auch an den Arrangements waren etliche Herren beteiligt. So vielfältig wie die Autorengespante sind die stilistischen Handschriften mitnichten. Im wesentlichen gibt es zwei, sich stetig abwechselnde Strickmuster. Verträumte, leicht melancholische Schmusenummern und popigen Tanzschlager oder schlagerhaften Tanzpop zum Mitkatschen. Aber vielleicht brauchen die Songs gar keine Schublade. Sie hören sich weg. Gut und schnell. Schöbel singt solide produzierte Tageschlager, die den Versuch unternehmen, in die grauen Momente des Alltags wenigstens ein Stück Illusion einer heilen Welt in den eigenen vier Wänden, in der Partnerschaft zu suggerieren. Sehnsucht nach Harmonie. Wer hätte sie nicht? Die Traumfabrik Schlager rückt sie, diese Harmonie, für Momente scheinbar in greifbare Nähe. Schöbel bietet Träume, an denen natürlich immer auch ein Stück Wahrheit haftet, überzeugend an. Schöbels Stimme empfinde ich als angenehm, nie gekünstelt oder maniert. Sie ist glatt. Sicher. Sie reibt sich nicht an den Songs. Warum sollte sie auch, denn auch die Songs reiben sich nicht am Leben. Dieser Fakt scheint nicht zuletzt dem Umstand der Autorenwahl geschuldet, obwohl man die Texte in ihrer Art gut und gerne auch hierzulande hätte zurecht-schneidern lassen können. Überhaupt wird die Internationalität der Produktion für mich nicht ohrenfällig. Insofern liegt die Vermutung nahe, daß die Studiowahl vor allem aus arbeitsatmo-

sphärischen- und produktions-technischen Gründen getroffen wurde. Gründe genug, natürlich. Es gibt Produktionen »aus dem eigenen Stall«, die bedeutend moderner und interessanter sind; z.B. die im Rundfunk-Popstudio produzierte Datzu-LP. Dieser Vergleich liegt auf der Hand, weil hier wie da Rainer Oleak ganz wesentlichen Anteil am klingenden Resultat hat. Auf der aktuellen Schöbel-LP bedient er beispielsweise die Keyboards und zeichnet für die Computerprogrammierung verantwortlich. Und nach vorsichtigen Schätzungen sind damit ca. 90 Prozent der zu hörenden Töne das Produkt seiner Arbeit. Die Gitarre (mal in elektrischer, mal in akustischer Variante) wird als angenehme Soundfarbe relativ häufig eingesetzt, gelegentlich auch ein Saxophon. Technische Mätzchen finden nicht statt, musikalisch Überflüssiges wurde konsequent ausgespart. Allerdings fallen auch Überraschungen aus. ■ Ich kann bislang auf der Platte keinen Song entdecken, dem ich sofort ausgesprochene Hitqualitäten bescheinigen würde. Vielleicht der Titelsong oder »Ich brauch dich so«. Doch den gab's ja schon früher. Aber Hits machen ja bekanntlich nie die Kritiker, sondern die Medien. Vielleicht erhofft man sich den großen Erfolg vom Titel »Es gibt ein Leben vor dem Tod«. Warum sonst hätte man ihn so unverkennbar in ein Maffay-Sound-Gewand gehüllt? Vielleicht sind es aber auch die beiden Duett-Aufnahmen mit Aurora Lacasa, auf die man die Hoffnungen setzt. Mir ist ihre Stimme zu wehleidig. Aber schließlich bin ich nicht der potentielle Adressat dieser, in ihrem Genre insgesamt durchaus gelungenen LP. Und: »Wir brauchen keine Lügen mehr« ist als Headline zunächst absolut »griffig«, auch wenn sie viel mehr verspricht, als die Platte letztlich zu halten vermag.

**FRIEDER ROSENTHAL:
ZART UND BITTER**

»Daß ich mein Gesicht behalte, schütz ich es vor blut'gem Streit, indem ich einfach vorher geh im Frieden (schon) zu weit.« Auch: »Daß das Zarte nicht verdurstet, will ich der Mann sein, der es hegt – aus meinen Augen regnen lernen, daß es überlebt.« Schlüsselsätze aus dem Titel »Selbstporträts«, zu finden auf Frieder Rosenthals erster LP. Ein Debüt ist es trotzdem nicht, denn vier der Songs fanden sich bereits vor zwei Jahren auf der Kleeblatt-LP Nr. 20; »Mein Sohn« gelangte gar auf vordere Hitparadenplätze. Nichts Neues also? Mitnichten. Frieder Rosenthal fertigt Songs aus einem Material, das ohnehin weitgehend verschleißfrei ist. Es ist nicht der Stoff, aus dem die Träume sind, sondern eher einer der Werkstoffe, aus denen die Gegenstände des Alltags gefertigt sind. ■ Wie eng/weit ist diese Dimension, wie weit geht dieser Autor/Interpret »im Frieden« (In welchem Frieden – mit sich und der Welt)? Erste Ein-/Abgrenzung: Gesungene Kommentare zu aktueller Tagespolitik sind seine Sache nicht. Frieder Rosenthal ist vielmehr ein Poet des Alltäglichen, er singt von seinem ganz persönlichen Umfeld (»Mein Lieb«, »Mein Sohn«, »Paul«), von der Stille, die manchmal so weh tun kann (»Ach ich weiß«). Und er sucht und findet Poesie selbst dort, wo sie keiner vermutet, wie in Pauls Kneipe, wo der »Schnapsgeruch mit dem Rauch tanzt«, oder wo sie nur allzuleicht ins Melancholische, Triste wegrutschen könnte (»Novemberabend«). »Für dich« ist das schönste Liebeslied, das ich seit langem gehört habe. Reibungspunkte zwischen Wünschen und Hoffnungen und dem eigenen Schatten, der so oft nicht zu überspringen ist, werden deutlich, wenn der Sänger »ihrem roten Kopftuch hinterherläuft«: »Als sie in das Café ging, setzte ich mich dann doch zwei Tische weiter . . .« Zwischen Denkklichs und

Realität steht bei Frieder Rosenthal immer ein sehr menschlicher Mensch, »Das ungeschminkte Weib« etwa, das jede Woche selbstverständlich seinen Mann steht, das aber sich selbst, den selbstgestellten Ansprüchen treu bleibt, denn ein zweites Gesicht haben, das will sie nicht. ■ Was sich im Zitat, gewissermaßen eindimensional, wie eine Abfolge von Gemeinplätzen liest, gewinnt im Kontext, in der Interpretation Frieder Rosenthals, Farben, Nuancen, Stimmungen, die jedes Lied zu einer musikalischen Miniatur werden lassen. Eine reife Leistung – im Wortsinne. Wirkungen entstehen aus der Kumulation liebevoll ziselierter und arrangierter Details. Und da die meisten Lieder in der Ich-Form daherkommen, fühle ich mich aufgefordert, ein Bild des Sängers zu konstruieren, als Puzzle mit vielen Teilen, entnommen den vierzehn zarten und bitteren Liedern der Platte. Es gelingt mir nicht, nicht alle Teile passen zusammen, es bleiben auch weiße Flecken, und jeder sei vor ähnlichem Unterfangen gewarnt. Sensibilität und Verletzlichkeit lassen sich noch mit einer gewissen Sicherheit konstatieren, auch Ehrlichkeit, weitere Charakterzüge drohen bei diesem Denkansatz in Widerspruch zu geraten. Die Person des Sängers verliert dabei für mich an Farbe und Glaubwürdigkeit, degradiert sich in einigen Liedern zum bloßen Interpreten, wo er doch weit mehr ist. Eventuell beabsichtigte Distanzierungen und Karikierungen durch die Wahl des Instrumentariums oder eine leicht verfremdete Stimme bleiben Vermutungen. ■ Frieder Rosenthal sieht seine Motivation nach eigener Aussage darin, »Defizite an Gefühlen und Phantasie abtragen zu helfen«. Seine Lieder sind sensibilitätsfördernd, regen an, den Nachbarn, den Mit-Menschen wieder einmal genauer zu sehen. Frieder Rosenthal steht mit seinen Liedern in der Tradition André Hellers und Konstantin Weckers. Er selbst nennt Pension Volkmann.

Die Titel entstanden in den Studios des Rundfunks, Walter Cikan und Ingo Dietrich sind seit Jahren verständnisvolle Förderer. Thomas Natschinski, Ralf Kothe und Jürgen Ehle sind an der Realisierung der diffizilen Klangbilder beteiligt, vor allem aber der Dresdner Pianist Michael Fuchs. Die Musik entspricht perfekt dem Gestus der Lieder, einige unerwartete Akzente würden den Texten guttun. Was bleibt? Noch eine Liedermacher-Platte, bei Kerzenschein zu hören, »im Café, zwei Tische weiter«? Eine Platte für »Die Schweigsamen« (Songtitel)? Ein Angebot, auch an die allzu Lauten, Redseligen, mal wieder zuzuhören.

R A I N E R B R A T F I S C H

LP- INFORMATION

BRIAN RITCHIE – Sonic Temple And Court Of Babylon SST/EFA

Gründet ein Journalist eine Band, steckt wohl mehr dahinter, als einfach nur mal Musik zum Spaß zu machen. Daß der aber nicht auf der Strecke bleiben muß bei einem zuvor entwickelten Konzept (Zappa!), bewies Bassist Brian Ritchie seit 1982 bei der von Kritikern stets gelobten Milwaukee-Band Violent Femmes. Nach dem ersten Solowerk von 1987 »The Blend« legte er nun »Sonic Temple« vor. »Ich erkenne keinerlei musikalische Grenzen an«, meint er (wie so viele heute) und zeigt auf die übergroße Mehrheit: »Zu viele moderne Musiker legen ihre Musik in Schubladen und begrenzen sich dadurch.« Nun könnte man vermuten, Ritchie sei auch nur wieder so ein trendorientierter Weltmusiker, der sich von einem weitgereisten Produzenten einen

Schnabelschuh anpassen ließ. Ritchie steht fest auf amerikanischem Boden (Country, Blues, Rockabilly) und greift auf Exotisches konsequent gegenstandsbezogen zurück, wie z.B. im Titelstück, wo derartige Partikel mehr wie flüchtige Erinnerungen auftauchen. Das üppige Spiel mit Fremdartigem hatte er sich schon auf dem Solo-Debüt geleistet. Der offene Stil des Brian Ritchie zeigt sich nicht nur von Titel zu Titel, sondern auch in den einzelnen Stücken auf faszinierende Weise. Da stehen kernige Rocknummern im Stile der Timbuk 3 und schlichte Folkballaden neben einer Ode an Sun Ra, die im Prinzip wie ein Doors-Blues funktioniert, jedoch über höchst merkwürdige minimale Saxophon-, Xylophon-, Bottleneck- und Zither-Einwürfe verfügt. Ritchies facettenreiche Bewunderung für Sun Ra war bereits auf einer Coverversion von »Nuclear War« zu spüren. Daß der Ex-Journalist auch textlich auf dem Boden seiner Heimat steht, macht er u.a. in »America« deutlich, indem er den amerikanischen Traum endlich zu sehen verlangt und ihn letztlich selbst definiert: »Die Reichen werden reicher und die Armen ärmer« (was wir schon gewußt, so aber noch nicht gehört haben).

J. B.



LUDWIG VON 88 – Houlala 2 Weser/EFA

Der Respekt vor der Französischen Revolution hat in ihrem Jubiläumsjahr nicht gerade dazu beigetragen, daß uns größere Kunde über dortigen neuen Rock erreicht hätte. »Es ist erstaunlich, daß es in Frankreich originelle, frische und sympathische Punkbands gibt – eine davon ist Ludwig von 88«. Dies bemerkte nicht etwa ein blasierter Deutscher, sondern ein Pariser Rockjournal. Deutsche Bandnamen scheinen nicht nur in den USA (Das Damen, Die Kreuzen), sondern auch in Frankreich (Warum Joe und eben Ludwig) in zu sein. Allerdings singen sie französisch, wovon ich kaum ein Wort verstehe. Trotzdem ist es die verrückteste Platte, die ich seit langem gehört habe. Stilistisch siedeln sie dicht bei Feeling B., den Toten Hosen und They Might Be Giants. Live muß das ein Ereignis sein. Das Quartett, laut Presseberichten früher hartgesottene Raubauken, hat so viel Witz, daß man sich kranklachen und dabei noch wunderbar tanzen kann. Die Platte ist ein schillerndes Puzzle aus Punk, Reggae, Ska, revolutionärer Folklore, Tierstimmenimitationen, mächtigen Chorzitaten, Blödeleien und spitzbübischen Refrainzeilen wie »Frieden, Liebe, Freiheit und Blumen«. Da weiß man doch gleich, wie dieser Ludwig

über 1789 und die Hippies denkt. »Was soll man sagen über dieses Requiem op. 13, über diese pastorale Sinfonie in Beton, über diese Vinyl-Oper«, fragt sich ein französischer Experte namens Le Dekapsuleur und gab auch die überzeugende Antwort: »Würdige Erben eines Fernandel.« Also: Auf ins nächste Studiokino!

J. B.
REPROS: DÖRING

**REPORTAZ –
Reportaz (Tonpress)**

Für diese Platte müssen wir die Schublade Experiment/Avantgarde öffnen, zumindest jedoch die mit dem Schildchen »Freistil«. Reportaz hat unter polnischen Avantgardeanhängern einen guten Ruf, schließlich ist das Poznaner Ensemble auf Kassettensamplern in Frankreich, Belgien und den USA vertreten, und gleich drei Stücke sind auf der LP »Re Records Quarterly Vol. 1, No. 2« zu finden. Und Vorgruppe von Skeleton Crew war man im September '84 auch. Zwischen '83 und '87 erschienen im Eigenverlag sechs Kassetten. Von der Urbesetzung, die Reportaz im November '82 ins Leben rief, sind Andrzej Karpinski (dr, voc) und Piotr Lakomy (b, glockenspiel) auf dieser Debüt-LP noch dabei. Der Pianist/Keyboarder Arnold Dabrowski und der Fagottist Pawel Paluch stießen im April '85 dazu. Schon nach dem ersten Anhören der LP ahnt man die Art-Rock-Wurzeln der Gruppe. Das über die Jahre erweiterte Instrumentarium verleitete zu farbenreicheren Arrangements, die allerdings auf dem einzigen Stück der B-Seite, das nach dem Tag der Aufnahme in einem Poznaner Studio »22. Februar 1987« genannt wurde, in Soundspielereien ausarten und kompositorische Geschlossenheit vermissen lassen. Gruppenimprovisation und Komposition verschmelzen zu einem Prozeß. Henry Cow läßt grüßen. Die LP

wirkt schaumgebremst, von der bei den seltenen Liveauftritten beschworenen Expressivität ist kaum etwas zu spüren. Die von den Gruppenmitgliedern gemalten und vorgeführten Bilder, die live einen Kommentar zur Musik abgeben, muß die Platte ohnehin schuldig bleiben. Bis jetzt könnte der Eindruck entstanden sein, es lohne nicht, diese LP zu erwerben. Oh nein, denn sie hat auch eine A-Seite. Jene präsentiert sechs faszinierende durchkomponierte Stücke, von denen sich die ersten vier nicht entscheiden können zwischen Kammermusik, gehobener Barmusik und Filmmusik. Gut so, entscheiden wir selbst. Zeitlose Musik, von der in zehn Jahren dennoch niemand mehr spricht – nicht weil sie schlecht ist, sondern weil von ihr schon heute nur wenige sprechen.

H. L.



**POK
Betrachtung
eines Dokfilms**

Am 9. 11. 1987 veröffentlichte die »Prawda« einen Brief der bekanntesten Schriftsteller Valentin Rasputin, Wassili Below, Juri Bondarew; er enthielt den Appell an die Öffentlichkeit und die Künstlerkollegen, die sowjetische Jugend zu retten. Gerettet werden sollte sie vor allem vor der Rockmusik. Unter Berufung auf Ziolkowski verlangten sie, daß die Musik – ähnlich wie Medikamente – von Fachleuten unter Verschuß gehalten und bestenfalls kontrolliert verabreicht wird. Als Beweisstück für ihre Besorgnisse mußte der Film »Ist es leicht, jung zu sein?« herhalten: »Diesem Dokumentarfilm wurde in Tbilissi der Hauptpreis verliehen. Viele Presseorgane loben ihn und seine Schöpfer unbändig. Wofür? Etwa für die Illusion von Aufrichtigkeit (wir würden

sogar sagen – Entblößung)? Doch diese Aufrichtigkeit besitzen (dem Film nach zu urteilen) nur die Jungen . . . Die Anbiederung bei der Jugend, mit ihren besonderen Interessen und »Rechten«, ist nicht neu. Und sie kehrt sich am Ende meistens gegen die Jugend um. Der Film liefert ja selbst Beweise dafür. Spricht die Demolierung eines Eisenbahnwaggons, zu dem unsere lieben Jungen und Mädchen, aufgeheizt durch Rockmusik, ohne Gewissensbisse fähig waren, etwa nicht Bände? Besonders gefährlich aus unserer Sicht ist die Präsenz der Rockmusik und Estrade in sowjetischen Massenmedien. Wir zitieren aus einem Brief des verstorbenen Komponisten Lobsow: »Rock wurde zu Geißel und Gift unseres Lebens. Pop-Musik mit ihrem betäubend monotonem Rhythmus, Unterleibschreien der zerzausten »Stars, idiotischen Texten, bar jeder Poesie und sogar des gesunden Menschenverstandes, raubt unserer Kultur die geistige Dimension und stößt immer neu heranwachsende Generationen in diese geistig leeren Räume.« Man kann unmöglich schweigen, wenn die Rock-Musik sich aktiv durchsetzt, und diese Durchsetzung wird mit den Bedürfnissen und Interessen der Jugend gedeckt.« ■ Eigentlich riefen die drei vom Volk so geliebten Schriftsteller nach einem staatlichen Verbot der Musik, die eine »narkotisierende Wirkung ausübt« und auf diese Weise das »wehrlose Bewußtsein der Jugendlichen verstümmelt«. Die Wirksamkeit der Rockkultur in der SU wurde – paradoxerweise – stets dadurch gestärkt, daß sie bis vor kurzem in den Untergrund verbannt war. Doch diese inoffizielle Kultur hatte immer schon ihren festen Fankreis, ihre Konzerte in Studentenklubs und Wohnungen, ihre Samisdat-Zeitschriften (»Roxy«, »Urlait«, »Ohr« und »Spiegel«), sogar ihre selbstbespielten Kassetten standen seit Ende der 70er Jahre der »Melodia«-Qualität in nichts nach. Die

zwei Art-Rock-Paraden, die im April und Dezember 1988 in Moskau sowjetische Rockgruppen in der Umrahmung von Underground-Malerei und Objektkunst präsentierten, bewiesen, daß ihre Existenz in Garagen, Heizungskellern und auf Dachböden wenig an ihrer Identität und dem Selbstwertgefühl kratzen konnten – ja, im Gegenteil, jetzt werden sie sich in der Öffentlichkeit möglicherweise gar nicht so leicht behaupten gegen den Ausverkauf in Stadien und die Vereinnahmung durch ein Massenbewußtsein, das die sowjetische Rockkultur bisweilen zum Gegenstand von bissigem Spott und scharfen Angriffen machte. So hat sich auch der erste sowjetische Langmetragedokumentarfilm »Rock« gleichsam gegen verschiedene Strömungen zu behaupten. Gegen die Öffentlichkeit, die nach wie vor denkbar mißtrauisch auf dieses Phänomen blickt, und gegen die Fans, die skeptisch der plötzlich massenhaften Beliebtheit dieser Musik in den offiziellen Medien entgegensehen. Die Idee dieses Films ist verhältnismäßig alt, wurde lange ausgetragen und auch nicht leicht geboren: vor fünf Jahren brachte der Journalist Filinow ein Exposé mit dem Titel »Sieben Noten zum Nachdenken« ins Leningrader Studio, und der Film war zunächst konzipiert als eine Art Disput um die Rockmusik nach dem bewährten Schema »einerseits – andererseits«. Um die gar nicht so satte Filmidee abzustützen, sollten die Autoritäten des sowjetischen publizistischen Schlagers – Alexandra Pachmutowa und Dmitri Tuchmanow – herhalten und sozusagen aus berufenem Munde die Rockmusik bewerten. Während das Exposé lange Jahre bei GOSKINO in einer Schublade schmorte und auf die entscheidende Unterschrift wartete, änderte sich die kulturpolitische Rahmensituation. Einige Rockmusiker – z. B. Grebentschikow – wurden von der Kunst vereinnahmt. Anatoli Wassiljew benutzte seine Lie-

der in der Inszenierung »Cerceau«, Sergej Solowjow baute sie in den teuren postmodernistischen Film »Assah« ein, Andrej Wosnessenski schrieb über ihn einen Essay, auch in den USA war Grebentschikow schon, ein sowjetisch-amerikanisches Rock-Album liegt vor, auf Englisch. Viktor Zoï (Gruppe Kino) verließ seinen Heizungskeller und spielte in zwei Filmen mit. Anton Adassinski (AWIA) gründete sein Theater . . . Die Undergroundzeit lag hinter ihnen, obwohl die Streitgespräche um die Rockmusik noch nicht beendet waren. »Dann«, so der Regisseur Alexej Utschitel, »beschlossen wir, einen Film über jene Leute zu drehen, die diese Musik machen und diese Texte schreiben, um zu verstehen, was sie auf dem Herzen haben, warum man Pessimismus, Skeptizismus und eine negative Haltung zu all dem spürt, was sie im Leben sehen. Immerhin sprachen die Rockmusiker Probleme an, die erst jetzt so heftig in der Literatur, Publizistik und im Film diskutiert werden. Wir wollten keinen Film über Rock an sich machen. Wir interessierten uns für ganz konkrete Leute.« Sie haben sich die fünf Leader der Leningrader Rockbewegung ausgewählt und sie unter möglichst alltäglichen, normalen häuslichen Bedingungen gezeigt, immer mit dem Blick auf die zwanzig Jahre lang verschreckten einheimischen Zuschauer. Ihnen wollten sie beibringen, daß diese Rocker keine aggressiven Ungeheuer sind, etwa drogensüchtig, antisowjetisch gestimmt und allesamt dem Gruppensex verfallen – ganz anders eben als die gewöhnlichen sowjetischen Menschen leben. Grebentschikow erzählte, daß nach einem Konzert ein Soldat an ihn herangetreten war und berichtete: »Beim Politunterricht hat man uns gesagt, daß deine Gruppe während des Rockfestivals in Tbilissi nackt auf der Bühne erschienen ist, antisowjetische Lieder vorgetragen und am Ende in aller Öffentlichkeit einen homosexuel-

len Geschlechtsakt vollführt hat.« Die Filmemacher wollen vom Gegenteil überzeugen. Die Rockmusiker arbeiten ja (einer als Filmvorführer, der andere als Heizer, ein dritter wischt in einer Milchbar auf), sie haben Kinder (Grebentschikow legt seinen zweijährigen Sohn schlafen; Oleg Garkuscha, der Punk, holt seine Frau mit dem Baby gerade von der Entbindungsstation ab und freut sich wie ein normaler Mensch), und Juri Schewtschuk hat sogar einen Vater aufzuweisen, der im Krieg war, und dieser beschreibt seine Erlebnisse nach einem Rockkonzert so: »Das ist wie auf dem Panzer in Richtung Berlin!« So bündelt der Film traditionell sentimentale Momente. Der Regisseur dazu: »Den Film sollten Zuschauer verschiedener Altersstufen sehen, und selbst wenn sie nichts für Ästhetik der Rockmusik übrig haben, bin ich sicher, sie sehen die Rockmusiker nach dem Film mit anderen Augen, sie empfinden Achtung für sie, vielleicht sogar Sympathie.« ■ Die Rockmusiker erzählen. Über ihre schweren Anfänge. Boris Grebentschikow (Aquarium) wurde für seine Lieder aus einem Forschungsinstitut gefeuert, Juri Schewtschuk von der Kreisleitung vorgeladen und sollte ein Papier unterschreiben, in dem er sich freiwillig verpflichtet, »Nie wieder seine Lieder zu singen, ihre Verbreitung zu verhindern und schließlich nie wieder neue Lieder zu schreiben«. Sie sprechen über die Verfolgungen der Rockmusik ruhig und gelassen, sogar mit Humor, meinen, daß Rock in der Stagnationszeit die einzige geistige Konsolidierungskraft darstellte, die ihnen überleben half. Die konkreten Schicksale sind da, die verbalen Verallgemeinerungen, die richtigen Worte auch. Doch die Fans machten diese Monologe wütend. »Sie werden im Film«, so einer der Fans, »rezitiert, als ob die Rocker in den Spiegel schielen und prüfen, ob sie alles aufrichtig – im Namen der Generation – sagen. Die Beobachtungen – Grebentschikow in der

Umgebung seiner Fans, Zoi als Heizer, Schewtschuk auf einem Picknick und beim Aufwischen der Milchbar – sind eigentlich inszeniert. Zwar ist das alles maximal dem Leben angenähert, doch arrangiert – ausgestellt, und das spürt man. (»Sowjetskij ekran«) Die Gegner des Films lachen die konzeptionelle Ausrichtung auf »Normalität« aus. Der Leningrader Rock war eine Modifikation der Neuen Welle, begründet auf sarkastische, böse Texte, die das Alltagsbewußtsein auslachen, und nun wird diese Neue Welle aus der Warte eben dieses Alltagsbewußtseins dargestellt! Die Kritiker des Films empfinden das als einen konzeptionellen Widerspruch. Rock wäre für sie die innere Emigration in das Reich der Musik, der inneren Freiheit und Frechheit, sei sie auch illusorisch! Das sei das Wesen des sowjetischen Rock – das hätte der Film fixieren sollen, anstatt vorzugaukeln, Rocker seien wie du und ich. Die Kamera tritt als Mittel des offiziellen Bewußtseins (der Legalisierung) auf, und wenn sie Rock so darstellt, verleugnet sie ihn. (»Achtung: Grebentschikow im russischen Kornfeld, über ihm – die russischen Wolken, spüren Sie, wie sehr er zu der heimatlichen Landschaft paßt, wie fest er auf heimatlichem Boden steht und welch ein Einklang zwischen dieser heimatlichen Landschaft und seinem Lied ›Silber meines Gottes‹ herrscht?!« ironisiert der Fan. »Wann endlich wird Rock mit einem Blick von innen – nicht von außen – dargestellt?«) ■ Der Film ist auch eine Art Kollektion der bekanntesten Lieder der fünf führenden Leningrader Rock-Gruppen; absichtlich – wider die Ästhetik der Videoclips – in kontrastreichen Schwarzweißaufnahmen. Ein einziges Konzert ist in Farbe und mit sichtbarem Publikum gedreht: in einem Straflager für Jugendliche. Dieser Film ist nicht nur ein mitgedrehtes Rockkonzert mit Interviews. Er besitzt eine Metaebene und erwächst zum Porträt einer Generation auf seine Weise. ■ »Rock« fängt bewußt als Film an.

Ein Filmvorführer (Garkuscha) legt eine Rolle in den Projektionsapparat. Wochenschau mit einem Kommosolkongreß: Die Gesichter der sowjetischen Jugend strahlen wie auf dem Plakat »Sowjetischer Sport – der massenhafteste der Welt«. Und gleich danach – Dokumentaraufnahmen vom Newski-Prospekt. Andere Gesichter von Jugendlichen. Welch ein Kontrast. Was ist das Dokument – die erste Dokumentaraufnahme, die zweite? Lange klettert die Kamera – zusammen mit Boris Grebentschikow – die Treppe in einem Leningrader Mietshaus empor. Bis zu seiner Dachkammer; der Weg wird ausgekostet. Die schönste Stadt der Sowjetunion von innen, Risse in den Wänden, Farbe blättert ab, eine schlichte Wohnung mit Blick auf eine herrliche Theaterdekoration – die Kasaner Kathedrale. Anton Adassinski geht in sein experimentelles Theaterstudio »Derewo« (der Baum), wo er Formen nonverbaler Kommunikation ausprobiert, durch die alten Petersburger Hinterhöfe. Dostojewski-Schatten huschen vorüber. Adassinski wurde im Lager geboren, wohin seine Eltern nach dem »Leningrader Prozeß« abwandern mußten. Geografie und Geschichte der Stadt sind präsent. Auch die Geschichte der Rockbe-

wegung. Die Episoden werden geklammert durch ein gefilmtes happening: Eine alte Wohnung, ein schmaler langer Flur, aus den tausend Zimmerchen tauchen und entkleidete Leute auf. Ein langer Umzug durch das Flurlabyrinth endet im Treppenhaus. Gefilmt wurde der Abschiedsball von der Wohnung, die in der Stagnationszeit zum Zentrum der Leningrader Underground-Kultur geworden war. Hier hausten verschiedene Maler, hier hatten sie ihre Ateliers. Bei ihnen trafen sich die Rockmusiker und Dichter, hier gab es Lesungen, Konzerte, Ausstellungen und Treffs der »Szene«. Nun soll das Gebäude saniert werden, die Mieter wurden ausquartiert. Als letzter blieb der Maler Felix Nowikow. Das Haus, in das später eine Behörde einziehen soll, stand nun menschenleer. Die Szene veranstaltete den letzten Ball – die Undergroundkultur verließ ihre Katakomben, jene vertraute, intime Stätte, in der man unter sich blieb. Sie muß nun an die Öffentlichkeit – und mit diesem Austritt endet das happening. Gleichsam mit der Frage an die sowjetische Rockkultur: Wie nun weiter? »POK« heißt übrigens auch Fatum. Schicksal.

OKSANA BULGAKOWA

Pankow & Big Band des Stabes der Westgruppe der Sowjetischen Streitkräfte (oder umgekehrt). Ein Foto fürs Völkerfamilienalbum, ein Projekt des (musikalischen) Zeitgeistes. Das Unternehmen tourte unter der Losung »Gib mir'n Zeichen«. Darüber und über andere PROJEKTE und PERFORMENCES mehr im JOURNAL-Thema 9/89.



ANZEIGENPREIS (gilt für ein halbes Jahr)

1. ZEILE (halbfett): 13,50 M
JEDE WEITERE ZEILE 4,50 M

AUFNAHMEN MÖGLICH, WENN ZULASSUNG
ENTSPRECHEND DER ZULASSUNGSORDNUNG
UNTERHALTUNGSKUNST VOM 21. JUNI 1971
(GBL. SONDERDRUCK VOM 21. JULI 1971 NR. 708)
VORLIEGT.

HARRY ACHTUNG & ASS. GISELA

Rechen- und Gedächtniskünstler
Ein Mann rechnet schneller als der Com-
puter
Pulvermühlenweg, 65, Zwenkau, 7114.
Tel.: 2571

ADINA & ROBBY LIND

„Herzliches nach Noten“
ein Programm für alle,
denen Musik am Herzen liegt.
Bärenhöhle, Berlin, 1166, Tel.: 6480441

DIE ÄQUIES

1-Handäquibristik auf
Tisch und Treppe,
Sacks, Str. d. X. Parteitages 85,
Magdeburg, 3038, Tel.: 5 52 47

MISS ALBENA

Kautschuk-Tanz-Akrobatin
PSF 696, Berlin, 1020, Tel.: 2 82 02 62

ALIS SPIELSTRASSE

Die Spielshow für Kinder
Forsthausstr. 10a,
Magdeburg, 3019, Tel.: 2 03 31

ANGELIKA & ASS.

temporeiche Antipodenspiele
Karl-Marx-Str. 15, Calbe (Saale),
3310, Tel.: 27 04

ANKE

„Magische Boutique“
Anke Duda, C.-v.-Ossietzky-Str. 16,
Wolfen, 4440, Tel.: 45 51

DIE ARANOS

Tempo-Charme und Können
auf Rädern
Helmholtzstr. 22, Berlin, 1160,
Tel.: 6 35 82 98
Berliner Landstr. 84,
Hangelsberg, 1244, Tel.: 3 62

ARGUS

Computer mit Kultur, vom Partner
Computer bis zur Video-Wand-
Gestaltung, Computereinsatz in
Ihren Veranstaltungen.
Kürschner, Tel.: Berlin 6 56 39 21

DUO ARKUS

Luftattraktion am routierenden
Flügel, auch mit Standapparat,
mind. 5 m erforderlich.

DIETER & AXEL

Gentlemanpercheakrobaten.
Dieter Pilz,
Gogolstr. 92, Leipzig, 7025

DIE ASCONS

Äquibristik-Attraktion

HEINZ ASCON & ASS.

Balancen mit Kristall
Am Peterborn 52,
Postfach 232, DDR – Erfurt, 5076,
Tel.: 6 64 68

DIE BALRADOS

Jongleurshow

ED & JANETT

farbige Kistenrevue
E. Wreesmann-Balrado, Schulstr. 17,
Militz/Leipzig, 7154,
Tel.: Leipzig 4 78 21 03

UWE BAND

Programmsprecher, -redakteur
Wermer-Seelenberger-Str. 20,
Oberwiesenthal 9312, Tel.: 6 81

DIE BRUWELLYS

Moderne Handstandäquibristik
Uwe Brüder, Thiemstr. 17, Leipzig,
7027, Tel.: 8 33 74

DUO BAROLL/PEDRO & ASS.

Doppeldarbietung mit Spaß und
Spannung
Lustige und gewagte
Balancen auf Rollen.
Humoristischer Jongleur
Schönerlinder Str. 58,
Zepernick, 1297,
Tel.: Berlin 3 49 23 26

DIE BERLINS

Doppeldarbietung
Exzellente Wurfstangendarbietung und
Akrobatik um die Jahrhundertwende
Lutz Malitz, Platanenallee 2
Zepernick, 1297
Tel.: Bln. 3 49 79 51

PHILIPP BERNADO

gewagte Äquibristik
Poststr. 5, Arnsdorf, 8143,
Tel.: 41 31

RUDI BIEGERL

Jodler und Zithersolist
Reichenbacher Str. 126,
Zwickau, 9500

ROBBY BISCHOFF

der Meister auf dem Kunstrad

BOB & TINA

feink. Fangkombinationen
Weigandstr. 27, Karl-Marx-Stadt,
9033, Tel.: 85 07 77

DUO BOHÄRES

HEBEELASTIK
mit HANNELORE FRÖHLICH
Schlager- und Stimmungsgesang

“KATJA & SVEN“

Rollschuhschleuderakrobatik
permanente Anschrift: Hauptstr. 49,
DDR-Gahlenz, 9381, Tel.: Oederan 4 25

DIE BOANAS

Illusionsschau mit Riesenschlangen
Kontakt: Borgmann,
Tel.: Leipzig 49 12 12

CALIX & Mr. PAPERMAN

- Zaubershow
- Papierreißshow
- 70-Min.-Programme für Kinder und Erwachsene

Arno Vorwerp, Voltaweg 11, Leipzig,
7027, Tel.: Leipzig 8 36 03

DREI CARBENIS

Internationale Trapezdarbietung
Leninstr. 58, Postfach 104,
Jüterbog, 1700

DUO CARAY

Internationales Showtanzpaar
Störnthaler Str. 9,
Leipzig, 7027, Tel.: 8 36 93

DUO CATREE U. KATRIN

Eine akrobatische Doppeldarbietung
D. Sobbe, Wittenberger Str. 55,
Berlin, 1143, Tel.: 3 32 83 76

FRANK CERRY

Hauptstr. 85, Eibau, 8712,
Tel.: Neugersd. 8 76 56

COLLY

Humorist.
P.-Junius-Str. 36, Berlin, 1156,
Tel.: 3 72 44 64

DIE CORTINAS

Original-Tauben-Balancen
K.-Marx-Str. 60, Forst (L.), 7570,
Tel.: 76 35

DAGMAR DARK

Pantomime

CLOWN DAG

Kinderprogramme
Bruno-Schmidt-Str. 19,
Rostock, 2500, Tel.: 4 23 80

DAIDALOS – IT'S SHOW TIME

Ikarische Spiele.
Ronald Siegmund,
L.-Herrmann-Str. 32, Berlin, 1055,
Christian Mrosek, Sredzkistr. 39,
Berlin, 1058, Tel.: 4 48 99 76

J. G. DECKER

Liederprogramm für Erwachsene,
Kinderprogramm,
Oelsnitzer Str. 29
Lugau, 9159
Tel.: 21 16, montags von 10 bis 11 Uhr

DUO ESTRELLA

moderne Äquibristik.
Brassenpfad, 26,
Berlin, 1170, Tel.: 4 94 46 60

DUO SHAPE

moderne Posenshow.
P. Butze, J.-Dick-Str. 73,
Karl-Marx-Stadt, 9050, Tel.: 22 22 91

DIE DEGAS

Äquibristik-Fangspiel-Kombination
J.-R.-Becher-Str. 33, PSF 40,
Fürstenwalde, 1240, Tel.: 29 58

DREIECK

Menschlich(es) – Tierisch(es)
Spaß und Satire in Wort und Lied
Programmdauer bis 60 min.
Bertram Joachim, Rhinstr. 4/10.05
Berlin, 1136, Tel. 5 29 43 39

2 DUDAS

„Potpourri Magie“ und Kinderprogramm,
„Der bunte Zauberwagen“
C.-v.-Ossietzky-Str. 12, Wolfen,
4440, Tel.: 45 51

DUO DANÉE

Eine originelle Kombination von
Schlappseilbalancen, Äquibristik
und Jonglerie. M. Walther,
Rheinsberger Str. 9, Berlin, 1040

EBONY-BAHO

Akrobatik am Standperche
K.-Marx-Str. 178, DDR-Magdeburg,
3010, Tel.: 3 31 96

WOLFGANG ECKE & ASS.

»Der lustige Zeichenstift«
Programme für Kinder und Erwachsene
sowie Scherenschnittporträts
Straße d. Bauarbeiter 39, Leipzig, 7060
Telefon: 4 11 59 77

EGON ELGANO

vielseitiger Jongleurakt
Freiligrathstr. 34, Zwickau, 9500

GITTA ELSYS

Moderne Jonglerie
W.-Florin-Str. 26, Tel.: 5 29 03
Leipzig, 7022

ELWOCARIS

Trampolinshow.
W. Knittel, Trinius Str. 26,
Schkeuditz-West, 7144,
Tel.: Leipzig 5 45 54 (Heinrich)

DUO ETON

Tanzakrobatik

ETON + CHRISTIN

Akrobatik auf Stühlen
Block 343/3/43,
Halle-Neustadt, 4090, Tel.: 64 72 94

M. FATAL

Musikal-Humorist. Kinderprogramme,
als Musikclown Rolly.
H. Sperlich, Kroatzbeerwinkel 3,
Jonsdorf, 8805, Tel.: Oybin 5 28

FATIMA

– Fakirshow – atemberaubende
Scherbensprünge, gewagte
Balancen auf scharfen Säbeln,
faszinierende Feuerspiele
M. Schulze, Falkenberg/E., 7900
Tel.: 23 11

ROLAND FETKE & ASSISTENT

Spielmeister – Kinderprogramme
– Spiel und Spaß mit Clown Rolli
im Kinderzirkus „Bumsvallera“
– Rolands Spielbude – Clown Rolli
– Clownerie.
PSF 1340, Leipzig, 7010, Tel.: 31 39 57

CHARLES FISTKORN

EDITH & BENETT
Rennerbergstr. 8, Radebeul, 8122,
Tel.: 7 44 46

FREDDI

Der Mann mit dem Cognac
Humorvolle Zaubershow
Fred Olesch, Zur Nachtheide 67,
Berlin, 1170, Tel.: 6 57 37 89

IKA FREY & ULI WEBER

Countrymusik
Rummelsburger Str. 35 B,
Berlin, 1136,
Tel.: 5 12 85 69

DIE GARDINGS

Geussnitzer Str. 26, Zeitz, 4900,
Tel.: 58 85

DIE GINGERS

Showtanz – Akrobatik – Parodie
Ginger u. Michael Streibig,
Brunnenstr. 3, Berlin, 1054
Tel.: 2 81 97 71

A. & M. GOLDINI

Temporeiche Antipodenspiele
M. Lehmann, L.-Hermann-Str. 32,
Berlin, 1055, Tel.: 4 37 09 65

UTE GRAF u. GRUPPE METRUM

mod. Tanzmusik, Programmbegl.
K.-H. Kanitz, J.-S.-Bach-Str. 5,
Eilenburg, 7280

DIE HANKES

original Drehperche-Attraktionen
(variable Höhe)

LA KAA

exotische Show mit
Riesenschlangen.
Kontakt-betrifft beide Darbietungen,
D. Dittrich, Brühler Hohlweg 23
Erfurt, 5023, Tel.: 2 97 67

HARSTINI & ASS.

Moderne Fakirshow
Stefan Hirche
Bitterfelder Str. 2
Wolfen-Nord, 4440

BERND HARTUNGS

humorvolle ventriloquistische Show,
Bahnhofstr. 5. Bufebeben, 5801

HANS JOACHIM HEINRICHS

Conférencier.
Ibsenstr. 56, Berlin, 1071,
Tel.: 4 49 75 19

EBERHARD HEINZE

Conférencier.
R.-Koch-Str. 20, Altenburg, 7400,
Tel.: 31 41 85

DIE HEIOS

Komische Kaskadeure

TV 1880

Parodie auf die Turner der
Jahrhundertwende für Kinder als
„Putzbrigade flotter Besen“
E. Riede, Mohnweg 13, PSF 1399,
Halle, 4016, Tel.: 3 61 90

HENRY + SYLVANA

ein Rendezvous mit der Magie
Wachsmuthstr. 15, Leipzig, 7031,
Tel.: 20 81 42 oder 48 74 85

DIE HILLMANN'S

Akrobatik am Standgerät
Brandstr. 31, Magdeburg, 3027,
Tel.: 5 79 17

DIE HOBBYS

exzellente Stuhlspringer
M. König, Geschwister-Scholl-Str. 7,
Zwickau, 9590

CLOWN „HOPS & HOPSI“

artistisch-humoristisches
Kinderprogramm

„PAUL + PAULINE“

humorvolle Hebeakrobatik
L. Klich, Zionskirchstr. 11,
Berlin, 1054, Tel.: 2 81 05 68

INDIRA & ASS.

Tanz mit Schlangen
Jessener Str. 23, Dresden, 8045

DIE JACOBIS

Jonglerie und Balancen
auf freistehender Leiter

WOODSTEPS

Spaß auf Stelzen
P. Jacob, Anklamer Str. 55,
Berlin, 1040, Tel.: 2 81 89 29

2 JUÀREZ

Fiestamexikana, original-originell

DUO SHYRAKI

Antipodenspiele mit Pfiff
H.-J. Hammer, Wittenberger Str. 70,
Dresden, 8019, Tel.: Dresden
33 47 38, Berlin 2 72 81 36

DIE KANIS

Moderne Marionettenspiele
Volksgutstr. 21,
Waltersdorf/Kienberg, 1601
Tel.: Berlin 6 81 71 96

KARNO UND FREDDI

Humorvolle Zaubershow
70 Minuten Zauberei und Clownerie
für Kinder von 5–12 Jahren
G. Benrich, Kopernikusstr. 8,
Berlin, 1034, Tel.: 5 88 32 50

KÄRSTEN & CORINA

Parodie – internationaler Schlagerstars.
K. Heß, Teichstr. 7, Cainsdorf,
9505, Tel.: Zwickau 27 84

KASKADEURE – LIVE

Turbulente Country-Show,
rassige Pferde, hübsche Girls,
starke Cowboys
Leitung: Bernd Swientek
Geschäft: Parkstr. 67, Berlin, 1120
privat: Czarnikauer Str. 12, Berlin, 1071

TANJA KING U. FRED

Melangedarbietung.
Körnerplatz 8, Leipzig, 7010,
Tel.: 31 46 68

Das niveauvolle Programm für
Kinder von 4–10 Jahren

Meister Hobel und sein Puppenspiel
Spaß und Poesie um alte Märchen
und neue Geschichten

DIE KOMIX

Kindermund mit Marionetten
W. und M. Bransche, PSF 310,
Naumburg, 4800, Tel.: 39 14

IRMELIN KRAUSE

Singende Schauspielerin
Programme aller Art mit Piano,
Orgel, Akkordeon, Combo und
kleinem Bläserorchester
Suermondstr. 4, Berlin, 1092,
Tel.: 3 76 60 80

WERNER KREUTZBERGER

Kristall- u. Säbelbalance/Ball-
u. Handäquilibristik
Bautzener Str. 133, Cottbus, 7500,
Tel.: 42 34 79

DIE VIER LAUBFRÖSCHE

Marienberger Str. 60, Dresden, 8021,
Tel.: 3 53 88

LEOPARDS

Gleichgewichtsbalancen
an der freitr. Leiter
Andrea u. Andreas Klein,
W.-Rathenau-Str. 5,
Waren (Müritz), 2060, Tel.: 32 91

DIE LIPS / 3 Attraktionen

1. Rollschuhschleuderdarbietung
2. Akrobatikdarbietung
3. Lustige Kakadu-Dressur
Mozartstr. 5/821, Leipzig, 7010,
Tel.: 28 34 16

LÄRCHENTALER MUSIKANTEN

● perfekter Oberkainersound im Konzert, humorvoll präsentiert, für Freunde der volkstümlichen Unterhaltungsmusik
 ● Konzerte im In- und Ausland
 ● Rundfunkproduktionen in der DDR
 Leitung: Manfred Schönherr, PSF 4, Meinersdorf, 9165
 Tel.: Karl-Marx-Stadt 3 00 19
 (Silvia Schubert, Sprecherin)

HANS-JOACHIM LINDECKE

Conférencier und Spielmeister; auch Solo-Programm (60 min)
 Aphorismen-Bonmots und Couplets
 Prager Str. 63, Schönebeck, 3300,
 Tel.: 6 61 61

KLAUS LOHSE & SYL' JA

Gewagte Stuhl- und Tischbalancen
 Mendelssohn-Bartholdy-Str. 1,
 Taucha/Leipzig, 7127
 Tel.: Taucha 84 56

GERALD LÖBLING

Tierstimmenimitator
 Tierstimmen mit Humor serviert
 R.-Wagner-Str. 28, Frankenberg, 9262

WEISHEITS-LUFTPILOTEN

Spitzenensemble der Hochseilartistik
 Ltg. Wilfried Weisheit,
 E.-Thälmann-Str. 44,
 Harzgerode, 4306

DIE MABORAS

Die Illusionsschau mit
 Riesenschlangen

Clown Charly & Susi

ein Programm für Kinder im Alter
 von 5 bis 12 Jahren (45 bis 60 min)
 ANDREAS BLESSMANN – Sprecher
 A. Blessmann, Hoehenerlebener
 Str. 61, Staßfurt 2, 3250

MANFRED + ASS.

Extravaganzen am Standtrapez
 variable Höhe, mind. 2,50 m, es
 wird nichts eingeschraubt!
 Überall arbeitsmöglich
 Komarowstr. 110, Zwickau, 9560,
 Tel.: 7 44 36

2 MARKO

Lustige Braunbärendressur

MARCEL UND KORNELIA

Kakirshow mit Riesenschlangen
 K. u. D. Meisel, Straußstr. 2,
 Zepernick, 1297

MARY AND JOLLY

Exentrik-Kaskadeure
 Kastanienallee 86, Berlin, 1058,
 Tel.: 4 49 49 34

DIE MATLEI'S

TANZTEAM HALLE

· Gesellschaftstänze · Folkloretänze ·
 Tanzparodien · Altberliner Tänze ·
 Die Sonntagsangler.
 Uwe Matz, Schkopauer Weg 14,
 Halle, 4070, Tel.: 4 59 51 oder 64 48 76

OTMAR MEINKAT

(Tenor) Oper, Operette und Lied
 E.-Kuttner-Str. 5, Berlin, 1156,
 Tel.: 5 59 91 04

DIE MELARIS

Stirn- und Schleuderperchedarbietung

DUO LOTOS

asiat. Melangeakt. Am Stadtwald 10,
 Wittenberg, 4600, Tel.: 42 61

DUO MERRIS

Vertikalseildarbietung

ISOLDE & ASS.

Drahtseildarbietung.
 DDR-Redlin, 7901,
 Tel.: Herzberg/E. 35 11

CLAUDIA METZNER

Sängerin Chanson, internationale
 Folklore, Gitarrenbegleitung
 Weidenweg 13, Berlin, 1034
 Telefon: 4 39 39 59

MIMOSEN

Skolion-Tautologen
 W. Seher, Wichertstr. 70, Berlin, 1071,
 Tel.: 4 49 84 22

DUO MIRÉ

Akrobatik am rotierenden Krieperrche
 M. Renner, W.-Nicolai-Str. 11,
 Wittenberg, 4600, Tel.: 8 32 41 oder
 über Fuchs 8 19 77

LES MONTANAS

Hebeakrobatik
 M. Richter, K.-Gottwald-Str. 7,
 Eisenhüttenstadt, 1220, Tel.: 4 43 20

TRIO MONTARY

Instrumental-Parodisten mit ihren
 Mundharmonikas.
 E. Bachmann, Goldschmidtstr. 21,
 Leipzig, 7010, Tel.: 28 14 75

LADY M. & CO.

Illusionsschau

ZAUBERCLOWN PIPPO

Spaß für groß und klein

PIPOLINA

Kinderzauberschau
 A. Mörke, Hessestr. 6, Potsdam,
 1560, Tel.: 2 50 27

NORINAS MUSIKALISCHES DESSERT

Ein Unterhaltungsprogramm, beliebt
 bei jung und alt, bietet Norina Suhle
 mit ihrem E-Piano und Rhythmusgerät
 Petershagener Weg 32, Berlin, 1166,
 Tel.: 6 48 00 86

DUO PERAY

Illusionsshow & heitere
 Close-up-magic „Die Zaubermühle“:
 eine Spielshow für Kinder von
 5–10 Jahren, 60 min
 Regina u. Peter Schreiber,
 Potschkastr. 38, Leipzig,
 7060, Tel.: 4 11 06 60

PETER & ASS.

Perchekombinationen
 Tzschimmerstr. 22, Dresden, 8019,
 Tel.: 3 55 59

PETER & Co.

Die Diskothek, die sich anpassen kann
 Spiel und Spaß mit Peter & Co.
 (Kinderprogramm)
 P. Ebert, K.-Kresse-Str. 5,
 Leipzig, 7031

DIE YOGANGAS

Indische-Yoga-Konzentrations-
 Darbietung mit 2 Nagelbrettern/Yoga-
 Demonstration u. Talk
 G.-M. Ebert, K.-Kresse-Str. 5,
 Leipzig, 7031

PETER & LONNY

Magische Spielereien

STRUWEL & PETER

Bauchreden (nebenberuflich)

RÄTSEL – JUX – ZAUBEREI

mit Peter, Lonny und Cäsar
 für Kinder – Zauberei und viel Spaß
 Breitscheidstr. 31, PSF 53,
 DDR-Wittenberg, 4600, Tel.: 42 38

PETER und MONIKA

Musik, Gesang und
 Unterhaltung für
 alle Fälle mit dem
 »One-Man-Big-Band-Sound«
 Kurt-Günther-Str. 24,
 Leipzig, 7050,
 Tel.: 6 29 44

HANS-HOLGER PETERMANN

Sprecher, Spielmeister und Regisseur
 Tauchaer Str. 264, Leipzig, 7045,
 Tel.: Taucha 80 98

JOSCHI POSNA und KORNELIA

Jonglieren auf dem Stangenrad

POSNAS-PUDELPARADE

Kantstr. 32, Berlin, 1147,
 Tel.: 6 45 86 08

PVC

It's Only Rock'n Roll
 Attila Ducsay
 PSF 56, Berlin, 1160

QUICK

Musical-Humorist
 auch 2. Darbietung möglich
 Schleizer Str. 4/171, Gera, 6502,

2 RADONAS

Einrad-Äquillbristik · Tempo · Eleganz
 Ronald & Tatjana Schletter,
 Swinemünder Str. 12, Berlin, 1058,
 Tel.: 2 81 24 03

RASANTOS

Leipzig, Tel.: 31 26 54

UWE RATH

Schlager, Stimmungs- und Volkslieder
 Teil- u. Kleinstprogramme
 (einschl. Frauentag u. Weihnachten)
 Friedeburger Str. 6, Freiberg, 9200,
 Tel.: 4 83 94

Gudrun Reeh

Sprecherin/Spielmeisterin
 für jedes Alter.
 H.-Duncker-Str. 4
 Bernau, 1280

DIE REMOS

Humor am Blumenstand

2 MAGENUS

Antipodenspiele im Duett
 Margit u. Günter Lipinski,
 Schulstr. 9, DDR-Zörnigall, 4601,
 Tel.: Mühlanger 3 95

LUNIT RIEBEL

internationale Folklore/Chanson/
Lied/Kunstlied/Renaissancemusik/
Barockmusik.
Matternstr. 3, Berlin, 1034,
Tel.: 4 37 03 15

RICO & KERSTIN

Handäquibristik
A.-Köhler-Str. 19,
Karl-Marx-Stadt, 9043, Tel.: 22 48 03

ROCCO u. LINDA

Balance mit Kristall auf Stahlleiter
Hermannstr. 8, Wittenberg, 4600,
Tel.: 8 22 70

CHARLI ROLFS

und Partnerin, der Manipulator
H.-Driesch-Str. 44, Leipzig, 7033,
Tel.: 4 51 10 82

hardy lossau-romano & zwetana

Eine Welt darbietung der Magie
grünberger str. 41, berlin, 1034,
tel.: 5 88 41 27

DIE ROSINIS

Magic-Entertainer
R. Rosenberg-Rosini, Günthritzer
Weg 1, Leipzig, 7021, Tel.: 5 31 27

les-ro-las

Spiel mit routierenden Seilen

DIE ROBALOS

gewagte Rollenbalancen
M. Menzel, Am Neumarkt 2,
Merseburg, 4200, Tel.: 21 04 13

LUDOLF RÜHM

Gentlemanjongleur
B.-Göring-Str. 61, Leipzig, 7010,
Tel.: 31 32 57

ORIGINAL SAALETALER

Gesangs- & Instrumentalensemble
· lustiges volkstümliches
Musikshowprogramm · gestaltete
Veranstaltung mit Zusatzprogramm
· musikalischer Frühschoppen, Konzert
· präsent bei Funk und Fernsehen
Geschäftsleitung: G. Schmidt,
J.-P.-Krieger-Str. 6, Weißenfels,
4850, Tel.: 8 15 68

MADemoiselle SANDY

exzellente artistische
Kautschukdarbietung
U. Henning, B.-Lichtenberg-Str. 11,
1. Aufg., Berlin, 1055,
Tel.: 4 39 95 26

DOS SANTOS

Original-Limbo-Show
E.-Thälmann-Str. 79,
DDR – Potsdam-Babelsberg, 1502
Tel.: 7 52 57

GESCHWISTER SCHMIDT

Gesangs- und Instrumentaltrio
Stimmung und gute Laune durch
Volksmusik zum Mitmachen;
Programmdauer bis 45 min
Schützenhausweg 2, PF 60/26,
Neuhausen, 9336

JÜRGEN W. SCHMIDT

Conférencier
Fischer-von-Erlach-Str. 18,
Halle, 4020, Tel.: 3 04 41

MIKE SCHNELLE

Conférencier + Gentlemanjongleur

MIKE SCHNELLE TRIO

– Blitzjongleure –
Querstr. 9, Markkleeberg-Zöbiger,
7113, Tel.: Leipzig 32 32 41

DUO SCHOBERTO

Hundedressur/Katzen-Tauben-Revue
Bernauer Str. 39, Zepernick, 1297,
Tel.: Berlin 3 49 20 05

**GESANGSDUO MONIKA
UND WOLFGANG SCHRÖTER**

Volkslieder, Schlager und
Stimmungsgesang zu Gitarre
Straße der Waggonbauer 14,
Halle, 4073, Tel.: 4 88 66

ROLF SCHUMANN

Tauchaer Str. 103, Leipzig, 7042,
Tel.: 2 41 28 14

CHRISTINA SCHWARZ (Schauspielerin)

stellt eigene Programme
unterhaltsamer Art mit viel Musik vor
(auch für Kinder)
Ständige Adresse: Ch. Schwarz,
Weidenweg 39, Berlin, 1034,
Tel.: 4 37 54 52 oder 2 75 25 05

GESCHWISTER SCHWENK

Zahnkraft-Schleuderakt am
Hängeperche und Standgerät
K.-Marx-Str. 34, Magdeburg, 3010,
Tel.: 5 30 62

DIETER SCIPIO

Conférencier

DUO SCIPIO

Vertikalseil (für Freilicht-
Veranstaltungen mit Standapparat)
Thälmannplatz 9, Wulfen, 4371,
Tel.: 2 76

SERENO

modern magic show
Dr.-Hans-Wolf-Str. 85, Schwerin, 2758,
Tel.: 86 19 10 und 32 36 04

SONJA UND DIETER

Handvoltigeure

DUO SOLAR

Akrobatik an der Knieleiter
D. Hoffmann, O.-Nagel-Str. 30,
Bautzen, 8600, Tel.: 2 21 49

SONJA SOLO

Akrobatik am Perche
S. Richter, Lenzstr. 12d, Woltersdorf,
1255, Tel.: Erkner 52 38

„DIE LUSTIGEN SPREEFAHRER“ BERLIN

Berliner Herz und Schnauze in einem
musikalisch-kabarettistischen
Unterhaltungsprogramm.
Auch mit anschl. Diskothek möglich.
Leitung: P. Obenaus-Bergen,
Auerstr. 24, Berlin, 1034,
Tel.: 4 39 60 56 oder 3 72 83 49

STEPSHOW

Günther Wölk, Merseburger Weg 43
Magdeburg, 3035, Tel.: 22 39 42

MANFRED STOCK

Humor, Kabarett, Gesang.
PSF 449, Dresden, 8060, Tel.: 57 47 62

straps + struth

ein lustiges drunter und drüber,
tel.: 58 49 57, c.-v.-ossietzky-str. 20,
karl-marx-stadt, 9000

SYLKE

Moderne Kautschuk-Elastik
S. Frevert, O.-Buchwitz-Str. 46,
Schneeberg, 9412, Tel.: 55 18

DIE TABORKAS

Akrobatik an Schulter- und
Schleuderperche. Hosemannstr. 11,
Berlin, 1144, Tel.: 5 27 64 09

TANZQUARTETT HALLE

Gesellschaftstänze

DIE OLDYS

Heitere Tanzparodien
H.-Bluschke, W.-Pieck-Ring 11,
Halle, 4020, Tel.: 72 15 55

TANZ- UND SCHAUORCHESTER DESSAU

Geschäftsleitung: Günter Hoppert
Kloßstr. 15, Leipzig, 7034,
Tel.: 4 01 16 53

DIETER TEUBER & ASS.

Kraftakrobatik.
Hohetorstr. 20, Eisleben, 4250,
Tel.: 42 24

TINO, DER FLOTTE OBER

Einradäquibristik
Am Lärchehain 3, Beiersdorf, 8701

THOMALLA

Eine 60 min Zauberschau

SPASS MIT TOMY

Ein lustiges Zauberprogramm
für Kinder von 4 bis 10 Jahren
Leutenberger Str. 20, Wurzbach,
6860, Tel.: 2 01

TRIO CHARMANT

mit ihren fliegenden Keulen
Kontaktadresse: G. Groicher,
W.-Pieck-Str. 6, Zwickau, 9540,
Tel.: 4 35 12

2 TROLLYS / DUO VINTOS

Kaskadeure / Äquibristik
H. J. Gründer, Obstmustergarten 76,
Dessau, 4500, Tel.: 88 13 18

HASSO VEIT

Konzertorganist, Radio-Television
Hirschsprung 70a, Leipzig, 7043,
Tel.: 4 78 34 93

KARIN ' EIT

Sprecherin, Hahnemannstr. 8,
Leipzig, 7033, Tel.: 47 10 74

VELONS

Exquisite Rad-Artistik

REWOS

Moderne Hebeakrobatik
W. Ebert, Triniusstr. 29,
Schkeuditz/Leipzig, 7144,
Tel.: Schkeuditz 28 94

2 WAGIS

Tempokaskadeure
Sammelweißstr. 25, Magdeburg, 3014,
Tel.: 61 52 36

HORST WALTER

Conférencier – Modesprecher
Cranachstr. 5, Dresden, 8019,
Tel.: 4 59 13 38

DIE WALTHERS

Iustige Pudeldressur
Wiesengrund 5, Plauen-Possig, 9900,
Tel.: Plauen 3 33 44

WASCHBÄR FAMILY

original Waschbär-Revue

FLYING FRIENDS

Greifvogel Show
A. Becker, Nr. 60/10, Grethen, 7241,
Tel.: Grimma 35 45 oder
Leipzig 87 19 89/87 39 74

überall,
wo spass in's programm gehört . . .

GERD WEIDNER

solo, moderation und konzeption,
buch, regie.
k.-marx-allee 2, gera, 6500, tel.: 2 34 73

HOCHSEILTRUPPE

GESCHWISTER WEISHEIT, GOTHA

Die größte Hochseilshow der DDR
Leitung: R. Weisheit, Oberstr. 1,
PS 218-30, Gotha, 5800, Tel.: 5 10 96

WERNER WELLACH & ASS.

Internationale Showartisten
Weimarische Str. 4, Dresden, 8023,
Tel.: 0051/57 54 26

GERT WENDEL U. BARBARA

Spitzenleistung auf freistehender Leiter

MADAMOISELLE ROLLÉ UND JOHANN

Jo und Josephine
Nanaische Spiele
Florastr. 14, Berlin, 1123,
Tel.: 3 49 69 48

Eine Stunde
GITARREN SOLO IM KONZERT

(Folk Picking Guitar) und kühne
Gesänge gespielt von Uwe Schreiber
Block 620/3, Halle-Neustadt, 4090,
Tel.: 65 87 32

WILHARDY & ANETT

Jonglerie u. Balancen mit
Marken-Porzellan
Kontakt: Am Horn 15, Weimar, 5300,
Tel.: 55 90

XELA

Showtanzpaar vom Metropol-Theater
P. Wichmann, Andreasstr. 34,
Berlin, 1017, Tel.: 2 79 22 19

MARTIN ZEHNER

serviert WIENER BONBONS
90 min Heurigen-Stimmung/
Humor-Gesang-Schrammeln
Th.-Müntzer-Str. 43, Weimar, 5300,
Tel.: 6 11 14

DUO ZIMKO

Zauberschau mit verschiedenen
Tierarten für Erwachsene
und Kinderprogramm –
Tiere aus dem Zauberhut
PF 26-12, Schöneiche, 1254,
Tel.: Rüdersdorf 20 34

Demo-Studio

Täglich max. 10 Stunden
Übernachtung möglich

Tel.: Dresden 3 81 64

Wir arrangieren und komponieren für Sie!

Anfertigung von

- Halbplaybacks
- Erkennungsmelodien (Diskotheken)
Jugendklubs, Betriebe, (Kulturhäuser)
- Kompositionen für jeden Bereich
(Artistik, Magier, zirzensische Darb.)
- Moderne Keyboards (Sampler)
garantieren Zugriff auf sämtliche Sounds!

Telefon: Berlin 4 49 93 18

HARDY LOSSAU ROMANO & ZWETANA

**Eine Weltdarbietung der Magie – mit den schönsten und farbenprächtigsten
Papageien unserer Erde.**

Der große Erfolg in:

Indien, Schweden, Sudan, Ägypten, UdSSR, Schweiz, Marokko, Lappland, Algerien,
Jugoslawien, Polen, Irak, Österreich, Syrien, ČSSR, Zypern, BRD, Bulgarien,
Süd-Jemen usw.

**Hundertprozentige Synchronität von Magie, Musik, Schau und Exotik
ergeben eine in der Welt der Magie einmalige Show.
Eine der wertvollsten Darbietungen internationaler
Unterhaltungskunst der Weltspitzenklasse.**

Geschäftsadresse:

**Hardy Lossau Romano, Grünberger Str. 41,
Berlin, 1034, Telefon: 5 88 41 27**

Musikschule Rudolstadt

sucht ab sofort

Korrepetitor für Bühnentanz

(auch ohne Abschluß)

Bewerbungen sind zu richten an:

Musikschule Rudolstadt

Mangelgasse 7
Rudolstadt, 6820

SPASS MIT ZAUBER WERNER UND CLOWN NONI

Kinderprogramm 60 min.

Zauberei, Clownerie, Musik und Quiz

* * *

ZAUBERN MÜSSTE MAN KÖNNEN

Show, Gags und Magie mit

W. S. Bergfeld, Margitt und Butler James

* * *

DUO BERGFELD – MENTALDARBIETUNG

(mit Telefonbuchexperiment)

Werner S. Bergfeld, Windeberger Str. 90
Mühlhausen, 5700, Tel.: 39 36

Satori und seine Psycho-Show

Unglaubliche Experimente der
Trick- und Gedächtniskunst sowie
der Experimentalpsychologie am
laufenden Band.

**Satori sorgt, unterstützt von seiner
charmanten Assistentin,
für Kopfzerbrechen.**

Satori – für ihn ist fast nichts unmöglich

- **Sie** schreiben eine astronomische Zahlenreihe auf, **Satori** nennt sie ohne hinzusehen.
- **Sie** verbergen einen Gegenstand in ihrer Hand, **Satori** beschreibt ihn.
- **Sie** verstecken einen Gegenstand, **Satori** findet ihn mit verbundenen Augen.
- **Sie** denken nur an Handlungen, **Satori** führt sie bereits aus.
- **Sie** konzentrieren sich auf ihren Namen, ihre Personenkennzahl, Ausweisnummer, ihren persönlichen Telefonanschluß, **Satori** nennt alle diese u. a. Angaben.

Eine Psycho-Show – Jenseits des Vorstellbaren!

Als Kurzdarbietung und abendfüllende Show einsetzbar.

Kontaktadresse:

Annelise Voigt, Buckower Ring 75,
Berlin, 1141, Telefon: 542 11 45

JO & JOSEPHINE



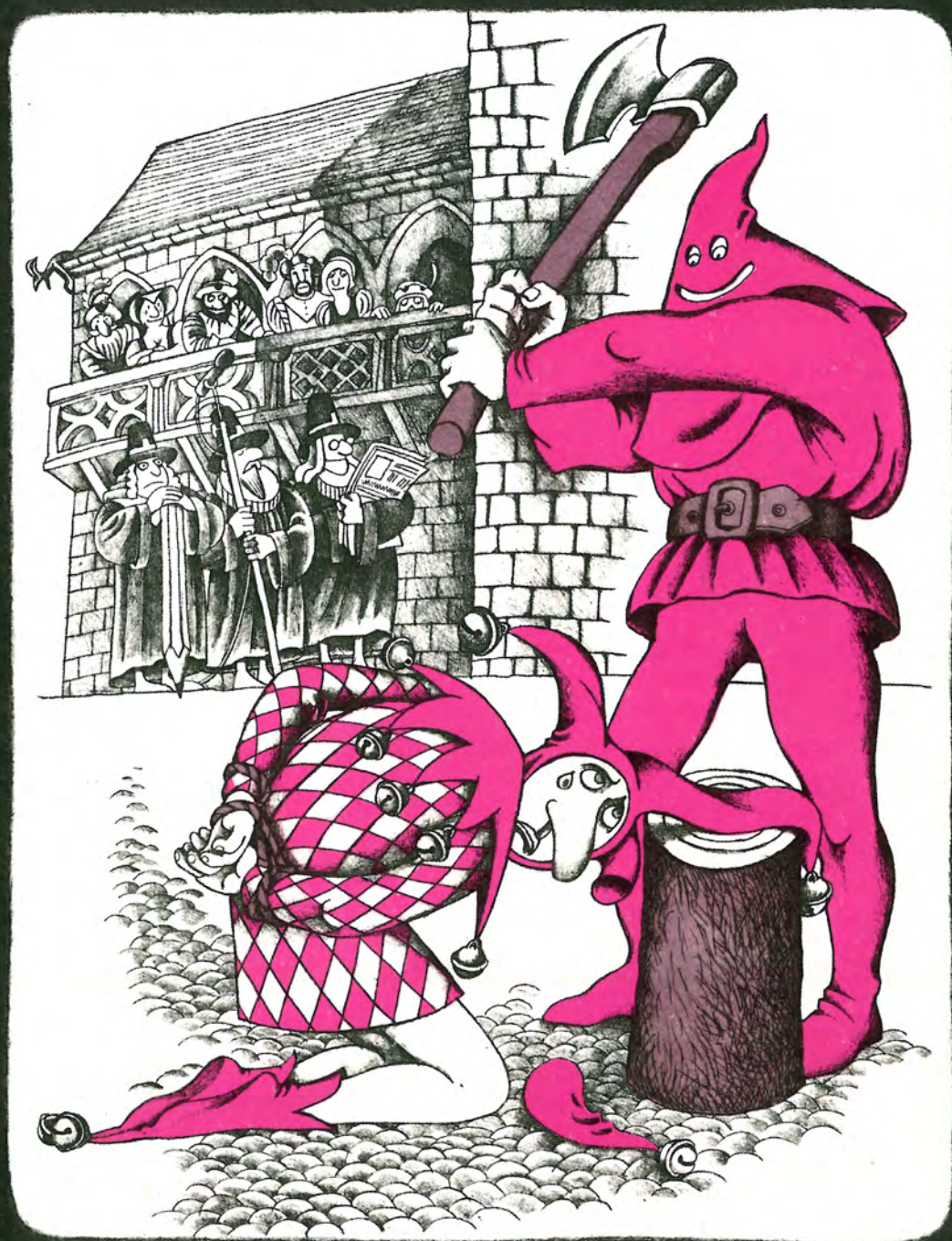
ERIC B. & RAKIM

This Is A Journey Into Sound. Sicher nicht zufällig fügten die Herren Coldcut diese Sprechblase in den »Paid In Full«-Remix ein, denn ein treffenderes Charakteristikum für Eric B. & Rakim kann es gar nicht geben. Freilich läßt es sich durchaus verallgemeinern; der immense Erfolg des HipHop im Mainstream-Bereich seit ca. drei Jahren beruht ja gerade auf seiner spürbaren Klangverbesserung, wobei aus der speziell tanzboden- und agitationsgebundenen Musik eine albumtaugliche, in jedermanns Wohnzimmer hörbare wurde. Doch Eric B. & Rakim lösten das Problem auf besondere Weise. Weder halten sie es mit dem Noise Terror von Public Enemy, noch mit Traditionalisten wie Grandmaster Flash; sie bieten nichts Clowneskes wie die Fat Boys, keine Studio-cleanheit von Mantronix, und als gemütliche Neo-Hippies wie Del La Soul sehen sie sich ebensowenig. Bei Eric B. & Rakim steht der Sound im Vordergrund, und das ist absolut wörtlich zu nehmen, bedenkt man, welch gediegene Angebote wir unterbreiten können. Zwei Alben liegen bereits vor, beide gelten inzwischen als HipHop-Klassiker, wobei »Follow The Leader« (1988) gegenüber »Paid In Full« (1987) sogar noch einen drauf setzt. Außermusikalische Klänge dienen noch immer als wichtige Inspiration, etwa der Löffelrhythmus in den Kaffeetassen eines Restaurants. Über das 88er Album sagte Eric Barrier dem NME: »Ich kann mich gar nicht mehr an alles erinnern, was wir verarbeitet haben, für mich ist jeder Klang verwendbar.« Verschärfte Extravaganzen, etwa der Scratch mit Geräuschen tropfenden Wassers in »Chinese Arithmetic« kommen auf »Follow The Leader« nicht mehr vor. Gegenüber seinem Vorgänger besitzt das Album dennoch einen gravierenden Vorzug: Die Klänge wurden bei unverändertem Abwechslungsreichtum noch dichter geschichtet. Der Titelsong z. B. schlängelt sich an einem kaputt knurrenden Baß entlang und besteht ansonsten aus einer bombastischen Klangablagerung, inklusive sphärischer Streichersequenzen und ab und an einem weit entrückten Bing Bong vom Piano. Sehr mystisch. Das darauf folgende »Microphon Fiend« wirkt dagegen ziemlich schmal und vergleichsweise hektisch. Es begnügt sich mit einer James Brown-Baßschleife aus dem Pappkarton plus etwas, das nach einem Hare-Krishna-Tambourin-Rhythmus klingt. »Lyrics For Fury« wiederum wirkt reichlich

psychotisch, mit dem hingetupften Fernostmotiv wie ein in Japan spielender Alptraum. Ohne Zweifel, hier sind wahre Soundkünstler am Werk. Eric B. & Rakim dürfen außerdem beanspruchen, den HipHop als erste von seinen Sixties-Soul-Funk-Roots in die moderne Gegenwart transportiert zu haben. Was sie nämlich in ihrem Soundlabor zusammenrühren, klingt nicht nur gediegen, sondern ebenso streng, hart, fremdartig und industriell, selbst wenn die Hauptzutaten uralte James-Brown-Riffs sind. Und noch etwas ist typisch: Wenn HipHop bis dato hitzige Ekstase war, zog mit Eric B. & Rakim Coolness ein. Gemächlich wie Ozeanriesen schaukeln ihre Stücke dahin, selbst die nervösen unter ihnen. Der Beat schleppt und MC William »Rakim« Griffin rappt bewußt nachlässig hinterher. Eric B. & Rakim stammen aus dem wohl-situierten schwarzen Bürgertum. Ob allein schon dadurch ihr Stil geprägt wurde, ist fraglich. Immerhin kommt Public Enemy aus dem gleichen sozialen Background, zählt jedoch zum radikalsten Flügel der schwarzen Separatisten. Nein, hier spielt noch anderes eine Rolle. »Wenn unsere Eltern unsere Musik nicht verstehen, haben wir etwas falsch gemacht . . . Rebellisch sein heißt, sich gedanklich zu verschließen. Du verfolgst dann nur noch dein eigenes Ziel, sonst nichts . . . Mein größtes Ziel ist, so viel Geld zu verdienen, damit ich für alle sorgen kann, meine Mutter, meinen Vater . . .« Das diktierte Eric B. dem Plack Posse, einer HipHop-Sondernummer des amerikanischen Black Beat auf den Notizblock. Damit nannte er ein Motiv des überwiegenden Teils der schwarzen Bürgerrechtsbewegung, denn der strebt nach Integration in das herrschende Gesellschaftsgefüge. Zum politisch radikalen Lager zählen Eric B. & Rakim also nicht. Ob man dennoch eine Message erwarten darf? Oder zielen die extravaganten Soundschöpfungen lediglich auf »Strictly Business«, wie das ähnlich geartete Debüt von EPMD 1988 freimütig bekannte? Eine kleine Botschaft zum Schluß: »Follow The Leader« beabsichtigt klarzumachen, so Eric B., daß »Kinder mit negativen Gedanken einem Führer folgen sollten, jemandem, der etwas bedeutet – etwas Positives bedeutet.«

ERIC
&
KIM





BERICHTE VON DEN 6. WERKSTATT-TAGEN
DER DDR-KABARETTS im thematischen Teil.



FOTO:DETTLOFF